Walhalla:

Eine Monatsschrift zur Belehrung und Erheiterung.

2. Band. Philadelphia, Februar 1847. 2. Heft.

Alexandra.

Novelle.

1.

Der Mond steht hoch am Himmel. Sein bleicher Strahl bricht sich an unwirthlichen Felsen, die aus der Tiefe sich thürmen und wie finstere Riesen aufsteigen aus dem Nebel der Thäler. Kein Baum, kein Busch, kein Gewächs grünt rings umher; denn so weit das Auge reicht, gewahrt es nur schroffe und kahle Berge, die, kühn anstrebend, ihre ewig schneebedeckten Häupter in das dunkle Blau des Himmels tauchen.

Ein kalter Nordwind pfeift über die Höhe. Kein Leben regt sich, kein Laut ertönt; Alles— Alles ist todt und erstarrt, nur der Geist Gottes schwebt über der Oede, und vor seiner Gedanken Flügelschlag erbeben die Grundfesten der Erde.

Aber dort!—auf jenem Felsenkamme leuchtet ein einsames Feuer!—Ist es das Auge des Cyklopen, der in den Schluchten dieser Berge arbeitet?—Ist es ein Geist, den, ausgestoßen, ein gräßlicher Fluch an jene Klüfte bindet? — Wohnt dort ein Mensch, der, von den Mitgeschöpfen um all sein Glück betrogen, sein blutendes Herz gewaltsam an die Eisblöcke drückt, daß er die Gluth der Schmerzen kühle, und in der schauderhaften Einsamkeit vergesse, was er doch nie vergessen wird?

Es ist ein Jüngling, schlank, bleich, edel von Gesicht, der, in den Mantel eng gehüllt, bei einem erlöschenden Wachtfeuer steht und von der Höhe eines kaukasischen Bergrückens in die Thäler der Tscherkessen blickt.

Seine Gefährten schlafen auf ihre Mäntel ausgestreckt; denn der Lieutenant hat seinen ermüdeten Leuten erlaubt, nach der beschwerlichen Reise von den Mühen des Tages auszuruhen. Er selbst hat ein Gewehr ergriffen, den Dienst zu thun, und, auf das Rohr gelehnt, blickt er nun sinnend in die kalte — todte — öde Welt.

Aber durch sein Inneres fährt der Sturm wilder Gefühle, und reißt aus der Aeolsharfe seiner zartbesaiteten Seele schneidende Accorde. Er denkt an sein Vaterland, an Polen, an das gebrochene, vernichtete Polen, und krampfhaft greift er nach dem Degen, dessen Griff das russische porte-epee ziert, er will ihn zerschmettern an der Felsenwand, — aber seine Hand erstarrt.

Wie ist ihm die Brust gepreßt, wie klopft das Herz in ungeduldigen Schlägen, wie drängt es ihn, den Tod zu suchen in ehrendem Kampfe! Aber er lächelt bitter; denn seine Ordre sendet ihn als Spion in das Land der freien, kräftigen Tscherkessen. Er soll den Fürsten Ali-Charzis mit Friedensvorschlägen hinhalten und das Land auskundschaften — er soll die Söhne der Freiheit verrathen an den Scepter Rußlands.—Er soll?—er muß! — denn Subordination gebietet es ihm und Subordination ist des Soldaten erste Pflicht.

O welchen Kampf besteht seine Seele; wie martert ihn seine angeborne Freiheitsliebe, sein Selbstgefühl, sein Haß gegen das Land, dessen Farben er trägt und tragen muß. Wie bäumen sich die Wellen kühner Entschlüsse und sinken wieder vor dem Gedanken an den Eid, den er der Fahne geschworen, brausend nieder!

Es war für ihn eine schreckliche Nacht; denn leichter ist es kühn zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben mit den Waffen in der Hand, als Sieger zu bleiben in dem Streite der Leidenschaft mit der Pflicht.

Aber als allmählig das Dunkel wich, als langsam und feierlich der Tag anbrach und das Reich des Lichts begann; wich auch die Fiebergluth der aufgeregten Gefühle mehr und der Verstand trat in sein Herrscherrecht.

Der Russische Lieutenant Maktschesti gab den Befehl zum Aufbruch.

2.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und warf mit ihren letzten Strahlen einen flammenden Abschiedskuß über die Erde. Der Himmel war heiter und strahlend, und durch sein tiefes Blau zogen einzelne Wölkchen langsam daher, wie Schwäne, deren weißes Gefieder sich im Abendgolde leicht röthet. Kein Lüftchen bewegte die Bäume, die ihre üppige Blätterfülle, — ein lebendiges Dach, — über die Hütten des Tscherkessendorfes Uptsche ausbreiteten.

Uptsche, die Residenz des Fürsten Ali-Charzis, bildete, wie alle Dörfer der Tscherkessen, keine kompakte Häusermasse von Straßen durchzogen und regelmäßig gebaut; sondern weit zerstreut auf den saftigen Waideplätzen, lagen ohngefähr dreißig bis vierzig kleine Lehmhütten mit Holz und Stroh gedeckt, welche eben so vielen Familien als Obdach dienten.

Das Fürstenhaus unterschied sich kaum von denen seiner Untergebenen, nur war es größer und geräumiger und lag nächst der Mitte des Dorfes. Ihm zur Seite aber erhob sich die Zierde der kleinen Colonie, „das Haus des Gastfreundes," ein Gebäude, auf welches man, wie gebräuchlich, alle seine Kunst verwendet hatte, und das — gewöhnlich unbewohnt — nur zur gastlichen Aufnahme der Fremden bestimmt war.

So kunstlos nun auch die meisten dieser Hütten erbaut waren, so gewährte doch das ganze Dorf einen herrlichen Anblick. — Im Schooße fruchtbarer Auen liegend, in deren sehr hohem Grase Heerden fetten Hornviehes und muthiger, schlank gebauter Rosse behaglich weideten, ragten über die niederen Lagerstätten der Bewohner uralte Pappeln empor. Weinstöcke von ungewöhnlicher Dicke schlangen sich bis zu den Wipfeln um ihre Stämme, streckten von dort, als wollten sie die Brüder voll Liebe umfassen, ihre Ranken nach den benachbarten Bäumen aus, und bildeten so, in leichten Blättergeweben ungeheure Lauben. Weiterhin erhoben sich grüne Abhänge, über welche wieder Berge terrassenartig emporstiegen, die sich nach und nach in nebliger Ferne verloren, bis ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel sich in den Wolken bargen.

In dieser reizenden Gegend hatte sich jener Klan Tscherkessen niedergelassen, welchen der tapfere Fürst Ali-Charzis befehligte, und den heute ein froher Tag vor dem „Hause des Gastfreundes" vereinigte. Das Fest der Marissa oder Mutter Gottes, der Schutzpatronin der für jene Völkerschaften so wichtigen Thierchen — der Bienen.

Das Fest der Marissa trug das eigentliche Gepräge jener sonderbaren Glaubensformen, zu welchen sich die Tscherkessen heutigen Tages bekennen. Christenthum und Islam haben sich hier nach langen Kämpfen, so zu sagen, verschmolzen, und im Laufe der Zeit ein neues Produkt, ein Conglomerat, eine wunderliche Mischung einheimischen Aberglaubens mit christlichen und mohamedanischen Gebräuchen, gebildet. Die Tscherkessen glauben an ein höchstes Wesen, an eine Mutter Gottes und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges, welche sie Apostel nennen. Indessen gilt ihnen die Mutter Gottes nur als die eben angeführte Schutzpatronin. Eine eigentliche Priesterkaste haben sie nicht, sondern ihre Opfer und religiö-

sen Feierlichkeiten werden durch die würdigsten Männer aus ihrer Mitte vollzogen.

Dies sollte denn auch heute wieder geschehen. Auf dem geräumigen Platze vor jenem Gebäude hatten sich Alt und Jung, Männer und Weiber versammelt, und bildeten einen weiten Zirkel, in dessen Mitte, im Schatten eines hohen Eichbaumes, ein ehrwürdiger Greis stand. Sein Haupt war entblößt und die wenigen Haare, die ihm geblieben, legten sich wie ein silberner Ring um seinen Scheitel. Die regelmäßigen, schönen Züge, welche die Stürme von achtzig Jahren nicht hatten verwischen können, belebte ein feuriges Auge und ein jugendliches Roth der Wangen, das von dem Weiß des langen Bartes gehoben, dem Alten ein ungemein freundliches und gemüthliches Ansehen gab. Eine Art tuchener Jacke, mit Tressen und Golddraht reich verziert und auf der Brust offen, zeigte eine lange und farbige Unterweste von indischer Seide. Von dem breiten Gürtel herab fielen weite Beinkleider von einem feinen weißen Gewebe und schlossen eng an den Knieen, unter welchen die Halbstrümpfe von breiten Strumpfbändern gehalten wurden. Ein paar hohe Schuhe von rothem Maroccanleder vollendeten den Anzug, dessen Hauptschmuck indessen ein prächtiges Schwert und die kunstreich gearbeiteten Pistolen waren, welche in dem Gürtel des alten Mannes staken.

Einen wunderlieblichen Gegensatz zu diesem würdevollen Greise bildete eine junge Tscherkessin, welche in einer kleinen Entfernung, halb hinter, halb neben demselben stand. Was auch der Ruf über die Schönheit der Tscherkessinnen verbreitet, was auch eine reiche Phantasie an Reizen diesem Rufe noch zugesetzt, sie erreichten die Lieblichkeit dieses sechzehnjährigen Mädchen nicht.

Ihr feiner weißer Teint, ihre regelmäßigen Züge, die Gluth ihres Auges, der schlanke Wuchs ihres Körpers, der edle Anstand, welcher sich in allen ihren Bewegungen aussprach: Alles vereinigte sich zu einem harmonischen Ganzen und schuf ein Wesen, das man vollendet schön zu nennen berechtigt war. Wenn aber auch die Natur schon ihre ganze Fülle von Reizen über dieses Kind ausgegossen, so war die Kunst nicht minder bereit, dieselbe in ihrem vollen Lichte zu zeigen; denn kein Anzug mochte wohl je besser geschaffen sein, die Körperformen dem Auge zu verrathen, als der ihres Stammes. Das eng anliegende Mieder von bunter Seide, die leichte Jacke mit offenen, langen Aermeln, lassen den schönen Hals und Nacken sehen, und das weite Oberkleid, durch Silberspangen gehalten und nach vornen offen, erlauben dem entzückten Blicke die Contouren der wohlgebauten Hüften zu gewahren, welche Beinkleider von dem feinsten weißen Leinen umschließen.

Was aber des Mädchens Lieblichkeit namentlich erhöhte, waren die Locken, welche, dicht und lang, unter einer Binde von glänzend schwarzem Maroccanleder, die sich mit einer großen silbernen Agraffe auf der Stirne schloß, hervorquellend, auf ihre Schultern herniederfielen. Ein Schleier wallte, gleich einem Zaubernebel, um die edle Gestalt. So stand sie, eine schneeweiße Ziege an einem rothen Bande haltend, wie der Genius der Jugend, fröhlich und lebensfrisch hinter dem hohen Greise.

Es war der Fürst Ali-Charzis und seine Tochter Alexandra — bereit, an dem Feste der Marissa, von den Ihrigen umgeben, der Göttin ein Opfer zu bringen.

Auf einen Wink des Greises führte die Tochter die Ziege vor denselben und reichte ihm von dem Altare, welcher sich unter einer uralten Eiche erhob, eine brennende Fackel. Hierauf kniete sie vor denselben und hielt mit ihren beiden schönen Armen das zum Opfer bestimmte Thierchen fest, während Ali-Charzis mit hohem Ernste einige Worte sprach, und die Haare der Ziege an mehreren Stellen, wo dieselbe geschlagen werden sollte, versenkte. Darauf nahm er aus der Hand Alexandra's eine goldne Schaale, in welcher sich ein Trank, von Hirse und Honig zubereitet, befand, hob sie in die Höhe, dankte mit herzlichen Worten der heiligen Marissa für die Gabe des Honigs und schüttete sodann die gelbe Fluth auf das Haupt des Opfers, welches nun nach einem kurzen Weihgebete, von einem Diener geschlachtet wurde.

Während dieser ganzen Ceremonie hatte die Umgebung einen leisen melodiösen Gesang fortgesetzt, der sich allmählig steigerte, bis er in wildes Fortissimo ausbrach.

Da tönte von dem nächsten Hügel ein Schuß — und wie durch einen Zauberschlag hatte sich die Scene verändert. In einem Augenblicke waren Weiber, Kinder, und Männer verschwunden und der weite Platz öde und leer geworden. Aber ehe noch das Echo des Knalles an den fernen Bergen verstummte, sprengten von allen Seiten die immer bewaffneten Männer auf ihren wilden, sehnigen Pferden schon wieder daher, sammelten sich in einer dichten Schaar und flogen, von ihrem tapferen Fürsten geführt, gleich einem Blitze nach der Gegend, aus welcher ihr Vorposten das Signal eines herannahenden Feindes gegeben.

3.

Am Fuße des Hügels, auf welchem jener Vorposten ausgestellt war, hielt die kleine Schaar, und Ali-Charzis sprengte, nur von Zweien aus derselben begleitet, hinan. Als er sich der Höhe genähert, ließ er vorsichtig halten und gab der Wache ein Zeichen seiner Gegenwart, worauf diese ihn durch einen Wink zu sich rief. Der Fürst und seine Begleiter drückten die Sporen in die Flanken ihrer Thiere und hielten sofort neben dem Posten. In diesem Augenblicke erreichte auch Moktschesski mit seiner Mannschaft die Höhe. Eine weiße Fahne bezeichnete ihn als einen Boten des Friedens.

Der russische Lieutenant, welcher durch einen früheren, mehrjährigen Aufenthalt in Tscherkessien der Sprache dieses Volkes mächtig war, wandte sich sogleich an den Pschi (Fürsten), den seine reichere Kleidung als solchen verrieth, und kündete ihm an: daß er von dem mächtigen Herrscher Rußlands gesandt sei, um ihm und den Seinigen Vorschläge zu einem gegenseitigen Frieden zu bringen. Auch bat er, zum Behufe der darüber einzuleitenden Verhandlungen, vor der Hand für sich und seine wenigen Leute um den Schutz des Gastrechts.

„Friede mit Rußland?!" erwiederte halb fragend, halb spöttelnd der kriegerische Fürst, „der wird erst dann in diesen Ländern wohnen, wenn kein Tscherkesse mehr athmet. — Aber deine Bitte um Gastfreundschaft ist gewährt. Im Uebrigen kann ich ohne meine Brüder nichts entscheiden." Und mit diesen Worten legte er feierlich seine Hand auf des Lieutenants Schulter und sprach: „Du bist des Ali-Charzis Konak!" (Gast, Schützling).

Als sie darauf nebst dem Russen bei der Truppe angekommen, und der Fürst die Worte des Lieutenants und seine Zusage wiederholt hatte, nahmen die Russen hinter den Tscherkessen auf den Pferden Platz und bald kündete eine Staubwolke den harrenden Weibern zu Uptsche die Heimkehr der Ihrigen an.

4.

Moktscheski wohnte seit zehn Tagen in dem „Hause des Gastfreundes" zu Uptsche, und wurde, der Landessitte nach, von der Tochter seines Schutzherrn bedient.

Aber diese zehn Tage hatten in dem jungen Polen eine wunderbare Veränderung hervorgerufen. Aus einem düstern, leidenden, melancholischen Menschen, war er zu einem frohen, heitern, ja glücklichen Wesen geworden. Er liebte, — er liebte zum erstenmale, und mit einer Gluth und Tiefe, die ihn mit der festen Ueberzeugung durchdrangen, daß er nur durch den geliebten Gegenstand — durch den Besitz Alexandra's glücklich werden könne.

Wie er dies Ziel erreichen wolle, — wie er die Kluft, die jäh und gewaltig zwischen dem Lieutenant in russischen Diensten und der einzigen Tochter des kriegerischen Tscherkessen-Fürsten, des starrsten Feindes Rußlands, gähnte, zu überflügeln vermöge, wußte er nicht — aber er liebte — und dieß selige Gefühl riß ihn schwindelnd über jede kalte Ueberlegung. Ihm galt nur die eine, die Lebensfrage: Liebt sie mich wieder?

Ach! wessen Herz erbebt nicht in einer heiligen Lust, denkt er der Zeit, in welcher auch ihm diese Frage entschlüpfte — die Zeit, die mit einem reichen, blüthenschweren Frühling von Seligkeit und Wonne über ihm herabhing, und seine Brust hob, zu kühnen und edlen Entschlüssen, — jener Stunden, die ihn so süß hoffen

ließen und seinem trunkenen Auge die ganze Welt in dem Lichte einer höheren Verklärung zeigten? — — Du armes Herz aber, das diesen Frühling nie gekannt, trockne deine Thränen, denn sieh; über jenen Wolken blüht der Liebe Frühling noch einmal und reicher noch, und reiner und seliger! !— —

Aber ein düsterer Schatten fiel auf das freundliche Gemälde, welches Moktscheski's glühende Phantasie von seiner Zukunft entworfen und wuchs mit jeder Minute; es war der Gedanke, daß er sich von Alexandra bald trennen müsse — und der Schatten wurde zur bangen Finsterniß, wenn er dachte: auf immer.

Er hatte von dieser Trennung geträumt, und als er auffuhr aus dem Schlafe und sich die Haare aus der Stirne strich und in das junge Frühroth blickte, holte er tief Athem und rief: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!" — Aber obschon er sich überzeugte, daß es nur ein Traum gewesen, obschon die düsteren Phantasiebilder der Nacht längst verschwunden: er konnte die trübe Erinnerung des Mißmuthes nicht verwischen, den sie in seiner Seele zurückgelassen hatten.

Er ging in seinem Gemache mit großen Schritten auf und ab. Wohl fühlte er die Unwahrscheinlichkeit, je Alexandra's Hand zu erlangen, sah die Schwierigkeiten seiner Lage, die Nähe des Abschiedes, die Gewißheit eines erhöhten Hasses des Fürsten gegen die Regierung, in deren Diensten er stand — aber — er hatte in den Augen der schönen Tscherkessin ein Feuer glühen sehen, das ihm die Erwiederung seiner Neigung zu verrathen schien — er war entschlossen, sich ihr zu entdecken und in dem Fall der Gegenliebe, wenn ein freundliches Auskommen nicht zu erzwecken, sie mit Gefahr seines Lebens zu entführen.

Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als Alexandra eintrat. Sie trug auf einer künstlich mit Leder gearbeiteten und gestickten Platte das Frühstück für den Konak, welches aus einer Kürbisflasche voll Wein, gebratenem Schaafsleisch und Hirse bestand. Als die schwarzen Augen des jungen Mannes, freudestrahlend, auf sie fielen, erröthete sie hoch und ihre Stimme zitterte, als sie dem Gaste den Frühgruß bot.

Nachdem sie die Platte niedergestellt, trat Moktscheski auf sie zu und sah ihr in ihre großen Augen. Alexandra konnte den Blick des Jünglings nicht ertragen, ihre Seidenwimpern senkten sich herab, und sie zitterte in den sie umschlingenden Armen.

„Alexandra!" hob nach einer Minute seligen Schweigens der Pole an, und seine bleichen Züge überzog eine fieberhafte Röthe, „ich diene unter den Feinden Deines Landes, aber mein Herz ist bei dir. Als ich Dich an jenem Abende, an welchem Dein Vater mich hier einführte, zum erstenmale sah, hat der Zauber Deiner Lieblichkeit mich gefesselt, und je länger ich in Deiner Nähe weilte, desto deutlicher ward es mir: daß ich Dich liebe. — Du schweigst? Vermochte die Gluth, die mich verzehrt, Deiner Seele nicht einen einzigen Funken zu entlocken? — Süßes Mädchen, sage mir, spricht keine sanfte Regung Deines Innern für mich?"

Moktscheski hatte die Liebliche fest an sich gedrückt, ihr Busen klopfte heftig an seiner Brust, ihr Beben riß ihn zu einem seligen Schwindel hin; er sah ihr mit Feuerblicken in die Augen, eine süße Verwirrung erfaßte sie und ihr Haupt senkte sich schweigend an seine Brust. Da brannten die Lippen des Jünglings auf der weißen Stirne Alexandra's. Sie hatte nicht mit Worten geantwortet; aber die Tochter der Natur war dem Drange der Leidenschaft gefolgt, und überwältigt von Gefühlen, die sie nicht zu bergen wußte, ruhte sie einige Minuten an des Freundes Brust.

Kein Laut ertönte; Alles schwieg, als theile es das Uebermaß der Wonne, die in den Herzen des beglückten Paares thronte. So schweigt die Unendlichkeit der Sphären; aber ihr Schweigen ist donnerndes Jauchzen der Lust und der Anbetung.

„Du liebst mich," fuhr nach längerer Pause Moktscheski fort, „wirst Du aber auch stark genug sein, süßes Wesen, den Vorurtheilen zu trotzen und dem Deine Hand zu geben, der..."

Der Jüngling hatte noch nicht ausgespro-

chen, als sich Alexandra mit einer kräftigen Handbewegung losgerissen, und indem sie mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte — schmerzlich ausrief: „Ach! warum mich jetzt daran erinnern?"

Moktscheski sah sie bittend an. „Ist Deine Liebe so schwach," sagte er mit leisem Vorwurfe, „daß Schnitt und Farbe des Kleides über sie bestimmen mag?"—„Nein," entgegnete die Tscherkessin, und richtete sich mit edlem Stolze auf, „meine Neigung zu Dir ist stark und innig, aber meine Ehre, meine Liebe zur Freiheit und zum Vaterland sind noch stärker." „Laß uns Deinen Vater um seinen Segen bitten und . . ."—„Mein Vater heißt Ali-Charzis," versetzte das Mädchen, „und seine Landsleute nennen ihn den Russenhasser."—„So laß uns fliehen. Ich biete Dir meine Hand, mein Vermögen . . ."—„Und Deine Sclavenkette" vollendete Alexandra. „Nein," fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu, ich kann und will Dich und mich nicht täuschen. Ich liebe Dich mehr als ich es sagen kann, ich gelobe Dir bei Mariſſa, daß ich nie einem andern Mann gehören will, als Dir; aber ich werde auch nie meine Hand einem Sclaven, nie einem Menschen geben, der an einem Vertilgungskriege gegen ein Volk Theil nimmt, das seine Freiheit vertheidigt."

Wie ein furchtbarer Donnerschlag schmetterten diese Worte den Polen nieder. Die Erinnerung an sein liebes Vaterland tauchte in seiner Seele auf; an sein Vaterland, das von Rußland's Macht zerdrückt, und er—der Sohn jenes unglücklichen Polen's, war im Dienste desselben Rußland's nun bereit, den Untergang der kräftigen, freien Tscherkessen befördern zu helfen.

Er stand starr und bleich. Tausend Gefühle bestürmten ihn; dann blitzte sein Auge wild auf, weithin flog sein Degen, und mit den Worten: „Ich bin Euer, ich bin Dein!" umschlang er krampfhaft seine Geliebte.

5.

Zwei Jahre waren seit jenem Morgen verschwunden, an welchem Moktscheski das Geständniß der Gegenliebe aus Alexandra's schönem Munde empfangen. Er hatte ihr geschworen, den russischen Dienst zu verlassen, sich unter einen der benachbarten Tscherkessenstämme zu begeben, tapfer in ihren Reihen und für ihre Freiheit zu kämpfen, und einst, wenn er sich, für ihre Sache streitend, einen Namen erworben, zu ihr zurückzukehren, um sie von dem Vater als Gattin zu erhalten.

Er hielt Wort und verließ noch in derselben Nacht Uptsche.

Den folgenden Tag vermißten die Russen ihren Lieutenant. Sie schnaubten Rache; denn sie glaubten überzeugt sein zu dürfen, daß er von den Tscherkessen ermordet worden. Nun war kein Bleibens mehr für sie. Unter Drohungen und Verwünschungen brachen sie auf und erhielten von Ali-Charzis noch folgende Antwort zum Abschiede:

Dem Kaiser Nikolaus von Rußland und dem General Rajeffski in seinen Diensten saget die Worte: Wünschet Ihr Freundschaft mit uns zu schließen, so ziehet Eure Armeen zurück und zerstöret Eure Festen, von Suchum bis Anapa, und von Anapa bis Karatschi. Wo nicht, so bleibt das Schwert zwischen uns und Euch, und erst wenn Ihr unsre Thäler mit unsren Leichen ausgefüllt und kein Tscherkesse mehr athmet, möget Ihr Euch einen Weg bahnen zum Herzen unsers freien Landes."

Von dieser Zeit an führte man den Krieg auf beiden Seiten mit doppelter Erbitterung.

Zwei Jahre waren seitdem, wie oben erwähnt, verstrichen, als ein Trupp von ohngefähr hundert Tscherkessen dem Dorfe Uptsche zuritten. Sie waren heiteren Muthes, scherzten und lachten und tummelten freudig ihre herrlichen Pferde. Nur der Anführer schien ihre Lust nicht zu theilen; denn er ritt bald nachdenklich, bald hastig und mit einer Miene voran, die Ungeduld, Sorge und Erwartung auf dem blassen Antlitze malte.

Wie seine Brüder gekleidet, unterschied er sich von ihnen nur durch sein Gesicht, das feiner gebildet, die Herrschaft verkündete, welche bei ihm der Verstand über die Leidenschaften führte; während die Physiognomien Jener, trotz der Regelmäßigkeit ihrer Züge, eine gewisse Wildheit aussprachen.

Jetzt nahte man sich dem letzten Hügel, hinter dessen Rücken sich das Thal von Uptsche ausbreitete. Bei seinem Anblicke zuckte ein frohes Lächeln um den Mund des Anführers, seine Ungeduld wuchs; er schlug die Sporen in die Seiten des Thieres und flog den Hügel hinan; die Truppe folgte seinem Beispiele. Der Gipfel ist erreicht. Der Blick sucht die Hütte, in welcher die Geliebte weilt ... er sucht ... er sucht staunend in der ihm so bekannten Gegend ... er findet sie nicht ... Dort heben sich die Pappeln! ... Dort lag Uptsche! ... dort ...

Ein Schrei entfährt der Brust des Führers, sein Auge flammt Tod und Verderben, seine Züge starren in Verzweiflung; sprachlos hebt er den Arm und zeigt auf die Gegend, in welcher das Dorf gelegen, und das Falkenauge der Gefährten erspäht unter dunkel aufsteigendem Rauche die zerstörten Hütten von Uptsche.

„Mir nach!" donnert der Anführer, und in gestrecktem Galoppe, gehüllt in eine Wolke von Staub, den Säbel in dem Munde, in jeder Hand eine Pistole und nur mit den Schenkeln die Thiere regierend, fliegt pfeilschnell die Truppe dahin.

Das Dorf ist erreicht. Es liegt in Asche. Leichen von Männern und Weibern decken das Feld. Kein Lebendiger läßt sich blicken, nur vor dem „Hause des Gastfreundes" liegt ein blutender Greis in den Armen zweier Männer, die ebenfalls verwundet, ihren Fürsten unterstützten.

Der Anführer der Truppe springt vom Pferde. Er nimmt die Hand Ali-Charzis, er blickt forschend in sein entstelltes Antlitz; da schlägt der Fürst die matten Augen auf, erkennt seine Landsleute und stammelt mit schwacher Stime die Worte: „Rache den Russen, die uns überfallen und meine Tochter geraubt!" —

Der Führer steht erstarrt:

„Meine Alexandra!" ruft er mit schmerzlichem Tone — und bedeckt mit beiden Händen sein Gesicht.

6.

Wenige Länder bieten wohl eine solche Abwechselung in Klima, Vegetation, fruchtbaren und unfruchtbaren Gegenden dar, als Tscherkessien. Zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegen, lehnt es sich an das kaukasische Gebirge, welches in dreifachen, fast parallelen Linien sich ausdehnt, und durch seine Zerklüftungen die freundlichsten Thäler bildet.

Während hier nur ein Klima und eine Fruchtbarkeit herrscht, die keinem der schönsten italienischen Länder nachsteht, während hier schon im Februar die schlafende Natur zu neuem Leben erwacht, die üppigen Gefilde grünen, und der Landmann seinen Samen auswirft, mit der Ueberzeugung, daß er bereits im Juli seinen Fleiß durch hundertfältige Früchte belohnt sieht; während der April Alles mit Blüthen schmückt und der Mai reifes Obst in Fülle bietet,—deckt ein ewiger Schnee die Hochgebirge, hauchen dort meilenweite Sumpf- und Moorgegenden ihre giftigen Dünste, Wälder von Buchsbäumen ihren widerlichen Geruch aus. Mächtige Granit- und Porphyrmassen thürmen sich in jenen Nebenzügen des Kaukasus zu himmelhohen Felsen, zu welchen nur Gemsen und Steinböcke den gefährlichen Weg finden; während die Wälder der Niederungen Wolf und Auerochs, Fuchs und Bär, die wilde Katze und den Luchs beherbergen.

In einer solchen Gegend, wild und unfreundlich, rauh und felsig, nur den Einwohnern bekannt und durch einen einzigen, schmalen und gefährlichen Weg zugänglich, sammelten sich in einer der folgenden Nächte mehrere Tscherkessenstämme zu einer Sorranie oder Volksberathung.

Es war nahe an Mitternacht. Der Mond stand hoch am Himmel und erleuchtete mit seinem matten Lichte die Versammlung.

Auf einem der höchsten Punkte des Gebirges, da wo der Elbrus seine Schneekoppen in die Wolken taucht, bilden die Granitblöcke ein weites Geklüfte, das von den grotesken Felsenmassen wie von Geistern bewacht wird. Nur die Gemse oder der verwegene Fuß der wilden und kühnen Landeskinder kann sich zu dieser, eine geräumige Plattform bietenden, Höhe wagen. Hier nun standen in gedrängtem Kreise an zwei Tausend Tscherkessen versammelt.

Ihre wilden, von Kampfesluſt und Rachſucht erregten Züge von dem Lichte des Mondes gebleicht, ihre muskulöſen und kräftigen Körper, ihre ſchimmernden Waffen, verbunden mit der Todtenſtille, welche über der Menge ſchwebte, bildeten ein ſchauererregendes Gemälde. Wie Dämonen, der Unterwelt entſtiegen, ſtanden ſie da, brütend auf das Verderben der Menſchheit. Aller Augen aber waren auf eine Gruppe gerichtet, die ſich auf einem kleinen Felſenvorſprunge im Süden befand.

Es war der Fürſt Ali-Charzis, der, noch ſchwach von ſeinen Wunden, auf den Anführer jenes Reiterhaufens gelehnt, welcher kurz nach der Zerſtörung Uptſche's durch die Ruſſen, ihn blutend in den Armen der verwundeten Freunde gefunden,—zu der Verſammlung zu ſprechen begann:

„Männer und Brüder," hob er in einem tiefen Tone an, „wir ſtehen auf einer heiligen Stelle,—an dem Oſchamachna, dem glücklichen Berge, auf deſſen Gipfel, von keinem Menſchen noch erreicht, Oſchin Padiſchah, der Fürſt der Geiſter, thronet. Aber auch eine heilige Pflicht rief uns hierher, ein Vorhaben, das der große Oſchin mit Freude gewähren und durch ſeinen Beifall ſegnen wird: uns rief die Rache an dem Feinde des Vaterlandes, Uptſche iſt nicht mehr. Ueberfallen von einer ſtarken ruſſiſchen Kolonne, war es mir unmöglich, den Feind mit den wenigen Treuen, die mich umgaben, zurückzuwerfen; aber wir kämpften würdig Eurer Achtung; denn von vier und fünfzig Mann athmen nur noch drei, und meine Wunden mögen beweiſen, daß ich mein Leben theuer erkaufte."

Weiber und Kinder fielen durch Feindeshand, Hab' und Gut haben ſie geraubt; verbrannt und zerſtört liegen die Hütten, aber was ſchmerzlicher iſt; ſie haben unſre Töchter mit ſich geſchleppt, um ſie zu beugen in ihre Sklavenfeſſeln."

„Auf denn, Ihr Brüder, laßt uns ſie retten, laßt uns Rache an dem Feinde nehmen, der mit wüthendem Beginnen die Art an den Stamm unſerer Freiheit legt, der begierig lauert, uns zu zertreten, der die Hand ausſtreckt nach unſerem Vaterlande, um es zu erdrücken unter der Laſt ſeiner Feſſeln! Auf laßt uns ihm entreißen, was er geraubt, laßt uns ihm ſeine Schätze nehmen und ſie theilen unter die würdigen Söhne des Oſchin Padiſcha." Unter dieſen Worten hatte ſich der gebeugte Greis hoch aufgerichtet; der Mond warf ſein Licht auf die ſtolze Geſtalt; ſeine Augen ſprüheten ein heiliges Feuer und leicht bewegt rauſchten im Winde die Silberlocken ſeines Bartes.

Ein donnernder Jubelruf wirbelte, als er geendet, in die Lüfte und ward von den Echo's der Berge in tauſendfältigem Rufe erwiedert.

Nachdem ſich die erſte Begeiſterung etwas gelegt, trat ein anderer Anführer vor, und nachdem er der Aufforderung Ali-Charzis' beigepflichtet, erinnerte er, daß man vor allem auskundſchaften müſſe, nach welchem Orte die Ruſſen ſich mit ihren Leuten zurückgezogen.

Da erhob ſich der Jüngling, auf deſſen Schultern der Fürſt von Uptſche ſich bisher geſtützt hatte und ſprach:

„Tſcherkeſſen! Ihr Alle kennt mich und wiſſet, daß ich Moktſcheski bin, der einſt gegen Euch gefochten, aber Ihr habt Euch auch von meiner Sinnesänderung überzeugt, und zum Lohne meiner Tapferkeit mir die Würde eines Anführers übertragen. Rußland iſt mein Feind wie Eurer, — Rußland hat mein Volk vernichtet, wie es Euch zertreten will — aber Rußland hat mir auch meine Liebe, mein Glück, hat mir Alexandra, die Tochter des tapfern Ali-Charzis, meine Braut geraubt. Dreifache Rache fordert mich zu dreifacher That. Darum bitte ich für mich um den Auftrag, den Ort auszukundſchaften, an welchem die Töchter der Erſchlagenen ſchmachten, und ich will kühner mich wagen, als einer von Euch, und im Kampfe die Stelle mir ſuchen, die die gefährlichſte iſt."

Moktſcheski ſchwieg; aber ein abermaliges Freudengeſchrei bezeichnete, daß auch dieſer Vorſchlag mit Freuden aufgenommen worden.

Als nun noch mehreres verabredet war, rief freudeſtrahlend Ali-Charzis die Gegenwärtigen zur Leiſtung des Bluteides auf und die

Zweitausend schwuren: treu zusammen zu halten auf Leben und Tod. Da dämmerte es allmählig im Osten und mit dem Lichte schwanden allmählig die finstern Gestalten und der erste Strahl der Sonne grüßte die leere Fläche des Berges Elbrus.

7.

Die zweitausend Tscherkessen, welche die Sobranie gebildet, und die sich gegenseitig durch einen Eid verpflichtet, Rache zu nehmen an dem Feinde des Landes, und die Gefangenen wo möglich aus dessen Händen zu befreien, hatten sich mit dem Versprechen zerstreut, in der sechsten Nacht auf der Ebene von Uptsche wieder zusammen zu treffen. Bis dahin hoffte Moktscheski die Stellung des Feindes und namentlich den Räuber der schönen Alexandra ausgekundschaftet zu haben, und dann sollten sämmtliche Mitglieder der Sobranie sich plötzlich über die Zerstörer von Uptsche werfen und die Ueberraschten vernichten.

Moktscheski hatte sich eine so schwere als gefährliche Aufgabe gestellt; aber seine Liebe zu Ali-Charzis Tochter ließ ihn keinen Augenblick schwanken; denn tief in der Seele fühlte er die Gewißheit, daß es für ihn nur eine Wahl gäbe, und diese war: mit Alexandra zu leben, oder für dieselbe zu sterben.

Von diesen Gefühlen ermuthigt und von der Angst über der Geliebten Schicksal gespornt, nahete er sich in größter Eile der russischen Vorpostenlinie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich die Russen nach der Zerstörung von Uptsche nach Batalpaschinsk oder Kislowodsk zurückgezogen, was Moktscheski aus der Aussage aller Tscherkessen schloß, die er bei seiner Annäherung an den Kuban-Cordon gesprochen, und welche den Rückzug der Russen theils von Ferne gesehen, theils von ihm gehört hatten. Der junge Pole entschied sich sogleich für letzteren Posten, da er wußte, daß Obrist Hahn das befestigte Lager von Kislowodsk befehligte und dieser ein wilder und leidenschaftlicher Mann, schon lange vorgehabt und sich öffentlich gerühmt hatte, er wolle ein Serail von geraubten Fürstentöchtern der Tscherkessen anlegen. Außerdem gehörte einer jener Männer, welche den Lieutenant Moktscheski einst nach Uptsche begleitet, unter das Kommando dieses Offiziers, und Hahn konnte demnach leicht von Alexandra's Schönheit und der Schwäche des Dorfes, in welchem sie wohnte, unterrichtet sein.

Gegen den Abend des zweiten Tages näherte sich Moktscheski dem Lager. Als er es bis auf zweihundert Schritte erreicht, hielt er an, barg sein Pferd in einem Gehölze und schlich bis zu der Spitze des Wäldchens, von wo aus er die ihm genugsam bekannte Gegend überschauen konnte. Sie lag still und friedlich. Aus den Häusern und Werken des Lagers stieg dichter Rauch in beweglichen Säulen auf, welche die Abendsonne leise vergoldete, und verkündete die Beschäftigung der Bevölkerung; auf den Wiesen weideten die Kosakenpferde und hoben ihre Köpfe und den gedrängten Hals aus dem hohen Grase, das sie in seinen Wellen fast verbarg; von dem nahen Hügel zog eine Heerde Schaafe herab, und man wäre versucht gewesen, aus der idyllischen Landschaft auf den tiefsten Frieden zu schließen, wenn nicht gerade jene Heerde den Beweis des Gegentheils geliefert hätte. Denn wie sie sich mehr und mehr näherte, gewahrte man, daß sie von fünfzig Mann Truppen und einer Kanone begleitet war, indem die Russen nur unter solcher Bedeckung wagen konnten, solche auszutreiben, da die kühnen Guerillas der Tscherkessen die Festungen und Lager beständig umschwärmten und sich sogar bis unter die Wälle wagten.

Moktscheski hatte sich hinter einem Busche verborgen und ließ die Feinde vorüberziehen. Er rührte sich nicht und erwartete geduldig die Nacht. Als dieselbe endlich angebrochen, als Alles still und schlafend lag, erhob er sich vorsichtig und schlich, des Weges kundig, nach der südlichen Verschanzung.

Hier hob sich das Haus, welches der Obrist bewohnte, wie ein Thurm; denn von Stein erbaut, diente es nicht nur dem Kommandanten zur Wohnung, sondern konnte auch als Citadelle benutzt werden, da es das Lager und die Umgebung beherrschte. Hier mußte Alexandra sich befinden, war sie in die Gewalt des Obristen Hahn gefallen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte das kühne Unternehmen

Moktscheski's, der, entdeckt, um so gewisser dem Tode gewidmet war, als er als Feind und Ueberläufer betrachtet werden mußte. Aber des Polen Brust schlug höher; er ward entschlossener und freudiger, je näher er Kislowodsk kam; denn er fühlte die Gluth des Hasses gegen seinen dreifachen Feind mächtig aufflammen. Bald hatte er, immer sachte an der Erde hinschleichend, eine Stelle des äußern Walles erreicht, die er als zum Erklettern möglich kannte, und ohne daß es eine Schildwache gewahren konnte, stand er in dem kleinen Garten, welcher sich an das Haus des Obristen schloß. Hier setzte er sich dicht unter die hohen Mauern, und begann mit halb gedämpfter Stimme eines jener polnischen Nationallieder, welche durch ihre einfache und schwermüthige Melodie so sehr zum Herzen sprechen. Alexandra kannte es wohl, denn oft hatte er es ihr gesungen und Moktscheski durfte sicher darauf rechnen, daß sie ihn, wenn nur der Klang bis zu ihren Ohren dränge, alsbald erkennen würde.

Er hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren die Töne verhallt, als aus einem der obern Fenster eine klangvolle Stimme ein tscherkessisches Lied zur Antwort sang, und Moktscheski bebte vor Entzücken — denn es war die Geliebte. Aber der Augenblick war kostbar; er durfte sich keinen süßen Gefühlen der Liebe unvorsichtig hingeben, denn schon diese wenigen Töne konnten die Aufmerksamkeit der Wachen oder gar des Obristen selbst erregen, und so erwiederte der junge Pole singend nur in wenigen tscherkessischen Worten, daß sich die Geliebte zur Flucht bereiten solle, die Hülfe sei nahe. Dann verließ er schleunig und mit der größten Vorsicht die Festung auf demselben Wege, auf welchem er sich ihr genähert hatte.

8.

Durch das Gebiet der den Russen im Jahre 1828 durch General Emanuel unterworfenen Karatschai stürzt sich, wild aufschäumend und Alles mit sich fortreißend, über ungeheure Felsenmassen der Kuban. Seine Fluthen brausen in wilder Jugendkraft und spritzen ihren schneeweißen Schaum über die schwarzen Granitblöcke, die ihm die Natur hemmend in den Weg schleuderte. Zu beiden Seiten des Flusses heben sich die Felsen fast senkrecht zu unersteiglichen Höhen, und lassen nur einen schmalen Pfad, der sich bald dicht am Ufer, bald hoch an den Steinwänden hinzieht, kaum einem Mann Platz gönnt, und der von den Schluchten, welche sich diesseits und jenseits des Kuban bilden, beherrscht wird. Diese Klüfte sind für die Russen von der höchsten Wichtigkeit, denn selbst nur schwach besetzt, können sie einer beträchtlichen Anzahl den Uebergang fast unmöglich machen. Ungefähr 50 Werste vom Kammenoi-Most (der steinernen Brücke) fällt der Kuban in ein lachendes Thal, in welchem er sich ausdehnt und, älter geworden, von dem Tosen der Jugend ausruhend, in gemüthlicher Ruhe dahinströmt.

Hier senden ihm vier Flüsse: die Tiberda, der große und kleine Solentschuck und der Urup ihre Wasser zu, und, hoch angeschwellt, wendet sich nun sein majestätischer Lauf dem Fort Protschnois-Okop vorüber, wo der, den Tscherkessen so furchtbare General Saß, ein Livländer von Geburt, wie ein Adler auf hohen Felsen horstet. Reiche Inseln werden hier von des Kuban's Fluthen umspült, prächtige Fluren bilden seine Ufer, bis er bei der Granitza Temischbeg seinen Lauf nach Westen nimmt, und sich endlich in's Asow'sche Meer ergießt.

Auf seinem Zimmer zu Protschnoi-Okop saß der General Saß, von den Tscherkessen nur Schaitan oder „der Teufel" genannt, und hörte mit finsterer Miene dem Raport seines besten Spionen zu.

„Und die Hunde haben den Ort noch nicht bestimmt, den sie überfallen wollen?" frug jetzt heftig der General.

„Nein, Excellenz! Es war mir bei dem Gedränge auf der kleinen Platte des Elbrus unmöglich, bis zu den Rednern vorzudringen, ich gewahrte nur im Mondschein die Gestalt des tapferen Fürsten Ali-Charzis und sah, daß er, unterstützt von einem jungen Tscherkessen, sich erhob und sprach. Von einem andern Gliede der Sobranie, welches weiter vornen gestanden, erfuhr ich endlich beim Weggehen, daß man erst auskundschaften wolle, von wo der Ueberfall auf

Uptsche ausgegangen, um sich dann auf jenen Posten zu werfen."

„Der ging von Obrist Hahn aus. Und wann wollen sie kommen?"

„Mein General, das kann ich mit Gewißheit nicht sagen; aber sicher bald, denn sie sind bei ihren Unternehmungen schnell wie der Blitz; die Fürsten haben ihre Pferde mit warmem Wasser gewaschen und Prachtkleider angelegt, ein Zeichen ihres festen Entschlusses und der baldigen Ausführung desselben."

„Verwünscht! daß Du keine genauere Auskunft weißt."

„Excellenz kennen mich schon so lange als pünktlich und schnell; aber hier..."

„Schon gut. Mein Schreiber soll kommen."

Der Karadschi ging und der Geforderte trat ein.

Saß ging mit großen Schritten schweigend auf und ab. Er hatte die Wahl, dem Feinde entweder den Weg zu versperren, oder ihn vorüberziehen zu lassen, um ihn dann im Rücken anzugreifen. Im ersteren Falle wäre es möglich gewesen, daß sich die Tscherkessen bei Ansicht des gefürchteten Schaitan zerstreut hätten, um zu einem günstigeren Zeitpunkte mit doppelter Macht einzufallen; der General entschied sich daher schnell für das Letztere.

Er winkte dem Schreiber zu beginnen und ließ dem Obristen Hahn melden, daß er die Bande bei einem allenfallsigen Einfalle mit seinen zwei Bataillonen Infanterie und fünfhundert Kosaken nach Gebühr empfangen solle; er selbst würde ihnen auf dem Nacken sitzen u. seine Ankunft im Rücken des Feindes mit Kanonenschüssen melden. Außerdem solle Hahn, durch einen Aufruf an die Karatschai, den Räubern den einzigen Weg zum Entschlüpfen abschneiden.

Saß selbst ging noch am gleichen Tage nach Sonnenuntergang mit achthundert Kosaken, zwei Compagnien Jäger und sechs leichten Kanonen, dem Gebirge zu.

9.

General Saß hatte einen beschwerlichen Weg zurückzulegen. Nur mit unendlicher Mühe konnte er auf dem unwegsamen Gebirge vordringen, um den Platz zu finden, an welchem die Tscherkessenbande durchgebrochen war. Immer höher stieg er auf und immer gefährlicher wurden die Wege. Spione kamen und gingen, ohne sichere Berichte zu bringen, bis endlich die Nachricht einlief: der Feind habe den Weg nach Batalpaschinks eingeschlagen. Kurze Zeit darauf fand man auch die Stelle, an welcher die feindlichen Reiter durch das Flüßchen Baba gesetzt hatten.

Das niedergetretene mannshohe Gras und der frisch aufgewühlte Boden zeigte die breite Spur der zweitausend Tscherkessen. Ueber Berg und Thal, durch Moräste und Ströme, durch Schluchten und Waldungen, in der üppigsten, reichsten Natur waren sie unaufhaltsam vorgedrungen und in Eilmärschen setzten ihnen die Russen nach. An den Feuerstätten, wo der Haufe geruht, konnte Saß berechnen, daß er ihnen immer näher komme; die zweite Nacht endlich fand er die Feuer noch brennend. Bis dahin schienen sie langsam, sorglos und ohne alle Vorsichtsmaßregeln marschirt zu sein, um ihre Pferde für den Rückmarsch zu schonen.— Dies gab den Russen ein großes Uebergewicht; denn an dem Kuban standen fünfhundert frische Kosackenpferde für sie bereit. Da hörte plötzlich nicht allein die Spur, sondern selbst jedes Anzeichen von Ruhestätten auf. Saß wurde nachdenkend und trieb zu noch größerer Eile, die Infanterie mit den Saumrossen zurücklassend. Da der General wußte, daß die Tscherkessen nie einen Ort gleich angreifen, sondern es immer so einrichten, daß sie gegen Mitternacht in die Nähe desselben kommen, um ihre Pferde die Nacht ausruhen zu lassen und dann bei Tagesanbruch mit einem gräßlichen Geheule über die Wohnungen herfallen, so näherte er sich dem Kuban bei Batalpaschinsk mit der äußersten Vorsicht. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er hier erfuhr, daß die Tscherkessen ihn nur getäuscht, und plötzlich in den Fluß reitend, spurlos verschwunden seien, ohne daß irgend Jemand angeben konnte, wohin sie sich gewendet.

Saß ließ Halt machen, und eilt mit finsterer Stirne durch seine Colonnen, ohne einen Ent-

schluß fassen zu können; da kamen Kosacken und brachten die Botschaft: die Tscherkessen hätten sich in gedrängten Haufen und eiligen Schrittes in der Richtung von Kislowodsk, an der Grenze der Karbardah (ungefähr dreißig Werste von Pätiporks), sehen lassen.

Die Pferde der Russen konnten nicht mehr weiter, und sich ganz auf den Obristen Hahn verlassend und sie nun eingeschlossen wissend, blieb dem General nichts weiter übrig, als die ganze Strecke bis hinauf an den Kammenoi-Most zu besetzen und abzuwarten, durch welche der vielen Schluchten sie ihren einzig möglichen Rückzug nehmen, und ihm in die Hände fallen würden.

Es blieb Alles still. Den Rest des Tages war kein Schuß zu hören, und so verging auch die Nacht. Von den ausgesandten Kundschaftern kamen keine zurück. Da plötzlich sprangen in rasendem Galopp des Generals Liebling, der Karbardinerfürst Tschimbulat Atas Hukin, und der Fürst der Abadsiner, Mahomed Giral Loof, herbei. Todt stürzten ihre Pferde nieder, mit Schweiß bedeckt und wilden Blickes ziehen die Fürsten den finster staunenden General auf die Seite; – er hört seine Augen funkeln, er wird bleich wie eine Leiche, wickelt sich den langen blonden Schnurbart um die Finger und schlägt sich endlich, als ein Zeichen der höchsten Wuth, mit der flachen Hand auf die Lende.

„Zum Rasendwerden!" rief er aus, „so sind die Hunde, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, hundert Werste weiter geritten!"

„Ja," entgegnete Atas Hukin, „und haben, da Obrist Hahn sie verfehlte, Kislowodsk überfallen und nach einem kurzen Gemetzel gänzlich geplündert und zerstört."

„Verflucht!" tobte der General. „Und die Karatschai? Ich habe Hahn doch die Ordre geschickt, sie aufzubieten und von dem Ueberfall zu benachrichtigen!"

„Hat man unverzeihlicher Weise nicht davon in Kenntniß gesetzt. Auf ihren Feldern zerstreut, konnten sie sich nicht zeitig genug sammeln, um den Tscherkessen den Durchgang streitig zu machen; was ihnen in ihrem Lande, wo nur ein schmaler Pfad zwischen Felsen durchgeht, mit fünfzig oder hundert Mann ein Leichtes gewesen wäre!"

„Sie haben schrecklich gewüthet," ergänzte der Abadsinerfürst, „und Alles niedergemacht bis auf die Tochter des furchtbaren Ali-Charzis, welche ihr Geliebter auf einem Pferde davonführte."

Saß schweigt lange. Da bringt man ihm die Nachricht, daß zweihundert ihm ergebene Abadsinen angekommen seien. Bei dieser Botschaft flammt eine neue Hoffnung in ihm auf.

„Sind sie noch einzuholen?" ruft er endlich entschieden und wendet sich an seinen Liebling.

„Ihre Pferde sind übermäßig angestrengt und müssen jetzt einen überaus beschwerlichen Weg einschlagen," entgegnete dieser. „Aber sie haben einen zu großen Vorsprung. Doch wenn sie auch nicht mehr einzuholen sind, so können wir ihnen freilich nur mit der größten Eile den Weg abschneiden"—setzte er hinzu und blickte kopfschüttelnd auf die abgematteten Rosse der Russen.

„Und wenn ich sie ganz allein mit Euch zweihundert erreiche," rief Saß, und wandte rasch sein Pferd, „ungestraft sollen sie mir nicht entkommen!"—u. damit donnerte sein „Marsch!" durch die Colonnen.

10.

Während nun die Russen auf ihrem Eilmarsche fast das Unmögliche leisteten, und schon gegen fünf Uhr Morgens eine Schlucht erreichten, welche die Tscherkessen passiren mußten, zogen die Letzteren, ihrer Sicherheit gewiß, ruhig der Heimath zu.

An ihrer Spitze ritt Ali-Charzis, der, noch schwach von seinen Wunden, sich dennoch nicht hatte wehren lassen, mitzuziehen; ihm zur Seite befand sich Moktschesky, überglücklich die Arme um den zarten Leib seiner Alexandra schlingend, welche vor ihm auf dem Pferde saß. Mit Lebensgefahr hatte sie sich der Jüngling wieder erkämpft; mit unendlicher feuriger Liebe lohnte die Fürstentochter die Tapferkeit ihres Geliebten. Die Glücklichen hatten die Welt vergessen. Auge in Auge blickten sie sich schweigend an; aber ihre Blicke waren eine Sprache

des Lichtes, deren Worte nur Entzückungen bildeten.

So zogen sie hin, und malten sich selig die Zukunft aus, die sie nun vereint durchleben sollten; denn Moktschesky hatte sein Wort gehalten. Tapfer für Tscherkessiens Freiheit und Unabhängigkeit kämpfend, waren seine Verdienste durch die Erwählung zum Anführer gekrönt worden, und nun war er, als des schönsten Lohnes, der Hand seiner Alexandra gewiß. Nicht kümmerte sie der träge Schritt ihres Rosses, nicht der rauhe Pfad, der immer steiler und unwegsamer wurde, nicht die Nacht, die sie überraschte und alle Gefahren erhöhte und deren Dunkel die müden Reiter und Thiere umsonst so gastlich zum Schlummer aufforderte; unaufhaltsam ging es vorwärts, denn jeden Augenblick konnten die Feinde ihnen im Rücken erscheinen; aber alle die Mühen wurden die Liebenden nicht gewahr, denn die Außenwelt existirte für sie nicht mehr,—sie waren sich genug.

So brach der Morgen an; es dämmerte bereits und Alexandra hatte ihr Haupt halb schlummernd auf die Schultern ihres Freundes gelegt; da stieß plötzlich einer der Anführer einen grellen Schrei aus, und die ganze Masse blieb wie von einem Zauber gebannt unbeweglich stehen. Man war der Russen ansichtig geworden.

Den Tscherkessen blieb keine Wahl, hier galt es, sein Leben so theuer als möglich zu erkaufen, denn an eine Rettung war kaum zu denken.— Aber die Söhne der Freiheit verzagten nicht; für ihr Vaterland und im Kampfe mit ihren Todtfeinden zu sterben, war ihnen eine heilige Lust. Moktschesky würde zu jeder Zeit die Gefühle seiner Freunde getheilt haben; aber jetzt, in dem Augenblicke, in welchem er der Erfüllung seiner Wünsche so nahe—jetzt, wo er des Besitzes seiner Alexandra gewiß war, durchzuckte ihn ein bitteres schmerzliches Gefühl. Finster blickte er auf das Mädchen, das eben noch so sanft auf seiner Schulter geruht hatte; aber sein Auge fiel auf kein weinendes Kind, er sah auf eine hochherzige Jungfrau, die im Momente der Gefahr die Schwäche des Weibes, voll heldenmüthiger Gefühle glühend, abgestreift. Zärtlich aber strahlenden Auges faßte sie Moktschesky's Hand und sprach:

„Hier gilt es furchtbaren Ernst und kaum wird es einem von uns allen gelingen, sich durchzuschlagen. Aber bange nicht für mich; ich bin die Tochter des gefürchteten Ali-Charzis und werde seiner würdig zu sterben wissen."

„Noch sind wir nicht verloren," tröstete der Jüngling, „und ich will dich schützen bis..."

„Nicht doch," entgegnete Alexandra. „Laß uns kämpfen, nicht für uns, sondern für das Vaterland, laß uns der gehaßten Feinde so viele tödten als möglich ist. Der Tod kann unsere Liebe nicht trennen; aber damit wir vereinigt bleiben, so laß uns gegenseitig versprechen, daß Keines das Andere überleben will."

„Es sei!" rief Moktschesky, von dem Muthe seiner Geliebten begeistert, „wer von uns das Andere fallen sieht, der folgt ihm freiwillig nach!"—

„Und Ihr sterbt als Gatten, denn meine Hand hat Euch gesegnet", fügte der graue Fürst hinzu, und legte seine Hände auf die Häupter seiner Kinder, die sich noch einmal fest umschlangen. Da fiel der erste Schuß. Die Liebenden rissen sich los und stürzten rasch in das Gewühl.

Unterdessen hatte ein heißer Kampf begonnen; denn kaum bemerkten die Russen die Feinde auf dem, ihrem Hinterhalte gegenüber liegenden mit Schnee bedeckten Gipfel des Berges sich in einem langen schwarzen Streifen, gleich einer Schlange herabwindend, als Jeder zu seinem Pferde kroch, den Sattelgurt, ohne sich aufzurichten, festschnallte, sein Feuergewehr besichtigte und versuchte, ob der scharf geschliffene Säbel und der spitze Dolch leicht aus der Scheide gehe.

General Saß musterte mit schnellem Blick seine kleine Macht; denn von den achthundert berittenen Kosacken waren nur die Hälfte, von der Infanterie nur sechzig Mann, von sechs Kanonen nur eine einzige ihm nachgekommen. Diese Truppen sollten nun, vereinigt mit den, den Russen ergebenen Abchasen, den bei weitem stärkern Feind angreifen. Aber was an

Stärke der Mannschaft abging, ersetzte reichlich eine vorzügliche Stellung.

Noch ehe die überraschten Tscherkessen einen Entschluß gefaßt, hatte Saß schon Folgendes befohlen: Hundert Kosacken unter dem georgianischen Fürsten Mainuika Orbalian mit den zweihundert russischen Abacheſen sollten längs der Schlucht rechts, der Obrist Roth mit zweihundert anderen Kosacken dieselbe links verrennen, während der General mit der Kanone, den übrigen Kosacken, jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde, dem Feinde gerade entgegen gehen wollte. Mit verhängtem Zügel sprengte Jeder nach der angewiesenen Richtung.

Es war ein überaus schöner, aber furchtbarer Anblick, als so mit einemmale die Tscherkessen umzingelt wurden, und von allen Seiten ein mörderisches Feuer begann. Die ersten Linien der feindlichen Massen trafen aufeinander. Staubwolken und Pulverdampf wirbelten in die Höhe und verdeckten auf wenige Minuten das ganze Bild. Allmählig hellte sich die ganze Schlucht wieder auf, die Tscherkessen waren von den Pferden gestiegen und empfingen die Russen, ein Knie auf der Erde, die Flinten auf Gabeln gelegt. Da werfen auch die Russen sich von ihren Thieren und das Schießen wird allgemein.

Die Kosacken brausen wie ein Gewitter den Abhang herunter und fallen den Tscherkessen von beiden Seiten in die Flanken. Rechts heben sich steile Felsen, hoch in die Lüfte gethürmt, links drohen die hohen Ufer des Kassaut, welcher, in der sich immer mehr verengenden Schlucht, sich seinen Felsenweg bahnt; und im Hintergrund dieses furchtbar erhabenen Bildes hebt sich der über Alles hervorragende Elbrus mit seinem eisgrauen Haupte.

Saß hatte sich unterdeß einer Erhöhung zur Linken bemächtigt, die Kanone aufgepflanzt und hinderte durch Kartätschenschüsse die hinteren Reihen der Tscherkessen, ihre kämpfenden Brüder thätig zu unterstützen; während unterhalb der Kanone eine Tirailleurkette den Feind in die Flanke nimmt. Sie bietet dem Auge dessen, der diese Art Kriegsführung nicht kennt, ein sonderbares Schauspiel dar. Ungefähr vierzig Paar Kosacken gegen eine gleiche Anzahl Tscherkessen—für mehr ist in der schmalen Schlucht nicht Raum.

Nach jeder Salve werfen sich beide Theile in das hohe Gras, laden ihre Gewehre, indem sie zugleich sich vorwärts schieben, und wieder aufspringend, befinden sie sich nicht weiter voneinander, als höchstens dreißig Schritte. Statt dann sogleich loszuschießen, legt blos jeder auf seinen Gegenmann an und sucht ihn zum ersten Schuß zu verleiten. So vergeht ungefähr eine halbe Minute. Beide Linien feuern dann zu gleicher Zeit los; die Getroffenen stürzen und mit einem elektrisirenden „Hurrah" werfen sich die Feinde aufeinander. Der schwächere Theil muß weichen, und wiederum fällt Alles in das Gras.

Die Tscherkessen kämpften wie die Bären. Da sie aber ihre Kräfte nicht entwickeln konnten, und von drei Seiten umschlossen waren, so war alle Tapferkeit umsonst, doch drangen sie immer von neuem todesmuthig vor.

Den größten Schaden in den russischen Linien verursachte aber eine Gruppe von ungefähr fünfzehn bis sechszehn Mann, welche sich auf einem hohen Felsenblocke aufgestellt hatten und durch das Vorschreiten der Russen denselben in der Flanke geblieben war. Unter diesen wenigen Tscherkessen ragte vor Allen ein hoher Greis hervor, mit grauem, langem Barte, sehr reich gekleidet, der fast bei jedem Schusse einen der russischen Offiziere niederstreckte. Ihm zur Seite zeigte der verfliegende Pulverdampf von Zeit zu Zeit zwei andere Figuren, von welchen die eine in die Gewänder eines Weibes gehüllt schien. Da die Kosacken von diesen Schützen sehr zu leiden hatten, und ihre besten Offiziere durch sie fallen sahen, wandten sie sich plötzlich gegen dieselben und sandten einen Hagel von Kugeln zu ihnen hinauf. Ein heftiges Krümmen des Alten zeigt, daß er tüchtig getroffen ist; dennoch legt er die Flinte wieder an; in diesem Augenblick verliert er das Gleichgewicht, die Flinte fällt ihm aus der Hand und prallt auf den Felsen ab. Er selbst stürzte von einer Klippe auf die andere, und noch mit übermenschlicher Kraft sich

auf den Füßen haltend, sucht er sein Schwert zu zerbrechen und die Pistolen auf den Steinen zu zerschmettern, so daß nur die einzelnen Stücke davon den Kosacken in die Hände fallen. Endlich verliert er die Besinnung und stürzt den letzten Abhang rücklings unter die Feinde. Von beiden Seiten war unterdessen fast eine ganze Minute lang kein Schuß gefallen; Alles sah starr auf den stürzenden Alten, den sie sämtlich kannten:- es war Ali-Charzis, der Todfeind der Russen, der Held seiner Nation.

Kaum war der Alte unter die Kosacken gefallen, als eine, aller Beschreibung Hohn sprechende, Scene erfolgte. Mit einem heulenden, ihnen eigenthümlichen Angriffsgeschrei stürzten sich die Tscherkessen, die Flinte über die Schulter geworfen, das blanke Schwert zwischen den Zähnen, in den Händen die gespannten Pistolen, auf die Kosacken. Fünf bis sechs Tscherkessen greifen heulend ihren todten Helden auf; die andern drängen mit furchtbarem Ungestüm die Russen zurück. „Da gilt's! Mir nach!" donnerte des Generals Stimme u. seine ganze Macht wirft sich mit verdoppelten Kräften auf die Feinde. Da ergreift Verwirrung die Tscherkessen, sie sehen ihre Sache verloren und sprengen in wilder Flucht davon. Ein gräuliches Niedermetzeln beginnt, und wird nur schwach von den wenigen Gefährten Ali-Charzis auf dem Felsblocke zurückgehalten, welche den Engpaß vertheidigen, durch den ihre Freunde fliehen. Nur noch zwei kämpften dort. Es ist Moktscheski und Alexandra. Jetzt sinkt der Jüngling schwer getroffen auf ein Knie, da wendet rasch des Fürsten Tochter den Lauf ihrer Doppelflinte von dem Feinde ab, und drückt auf den Geliebten los, — er stürzt zurück und im nächsten Augenblicke hat sie sich die eigene Kugel durchs Herz gejagt.

11.

Alles dies war das Ereigniß eines Momentes. Aber der Tod dieser zwei letzten Kämpfer hatte selbst des Generals Staunen und Neugierde erregt, und nachdem er die nöthigen Befehle zur Verfolgung der Flüchtigen gegeben, bestieg er selbst, von seinem Liebling, dem Karbardinerfürsten und einigen Kosacken begleitet, den Felsen. Sein erster Blick war in die Thalschlucht, die er hier völlig übersehen konnte; aber er wandte sich erschrocken u. finster zurück; denn sie war mit Todten bedeckt, unter welchen die Mehrzahl die Farben Rußlands trugen. — Als er darauf zu den Leichen der beiden Kämpfer trat, die sich so lang und tapfer gewehrt, sah er mit freudigem Erstaunen, daß der Jüngling noch lebe. Er war mit seinen letzten Kräften zu der Geliebten gekrochen, hatte sich von ihrem Tode überzeugt, einen letzten Kuß auf die bleichen, kalten Wangen gedrückt, und war dann, vom Blutverlust entkräftet, ohnmächtig auf ihren Busen gesunken.

Die Russen selbst waren von dem Anblick dieses Heldenpaares ergriffen; denn noch im Tode und von Blut überströmt, strahlte Alexandra's Schönheit. Sie lag dahin gestreckt wie eine geknickte weiße Rose, über welche Aurora ihr Morgenroth gegossen.

Da schlug Moktscheski matt die Augen auf und blickte in das Antlitz — seines Generals.— Saß starrte ihn an. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, ob ihn Aehnlichkeit täusche, oder der verwundete Tscherkesse wirklich sein lang vermißter Lieutenant sei. Aber für Moktscheski war auf Erden kein Bleiben mehr; denn sein Wort rief ihn hinüber in der Geliebten Arme. Mit schwacher Stimme, aber entschlossen, sagte er daher auf russisch zu dem General: „Machen Sie mit mir was Sie wollen; aber lassen Sie den Leichnam meiner Gattin mit Achtung behandeln; denn es ist Alexandra, die Tochter des großen Ali-Charzis." Er schwieg und sank von Neuem bewußtlos zurück.

12.

Es ist Morgen. Die Nebel des Kuban steigen dicht aus dem breiten Bette des Flusses auf und dehnen sich über die felsigen Ufer aus. Die Sonne weilt träge hinter den Wolken und der Morgenwind pfeift kalt und unerquicklich über die Ebene. Da öffnete sich das Thor der Feste Proischnoi-Okop und unter dem dumpfen Klang der Trommeln bewegt sich schweigend eine Truppenmasse nach der nahen Fläche. — Die Trommeln verstummen, die Colonnen machen Halt, u. aus ihrer Mitte führt man einen

bleichen Jüngling, noch schwach von Wunden, den Zeichen seiner Tapferkeit. In Schußweite wendet er sich um, blickt ruhig und freudig seinen Kameraden in's Gesicht und ruft: „Der Tod des Tapferen schreckt mich nicht. Zielt auf mein Herz!" Da wirbeln die Trommeln. Kalt und abgemessen tönt das Kommandowort: „Macht Euch fertig!"—„Feuer!" — und, von zwanzig Kugeln durchbohrt, sinkt Moktscheski nieder.

Wer hatte es gethan?

Eine Criminal-Geschichte.

„Paris führt zu ganz andern Resultaten der Menschenleitung und Menschenkunde, als die bloße philosophirende Vernunft aus der Menschennatur herzuleiten sucht."
Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Ein stilles grünes Thal empfängt den Wanderer, welcher diesen Theil Böhmens durchzieht, der so reich an Naturschönheiten ist, wenn er herabsteigt von den waldbedeckten Bergen, die hineinragen in's Blau der Luft, gleich himmelstürmenden Titanen, und von deren Gipfel man eine entzückende Fernsicht genießt. Ein wenig befahrener Landweg schlängelt sich durch die Ebene — weite Wiesengründe, in den Sommermonaten mit duftenden Gewächsen und Blumen bedeckt, erquicken das Auge, und mit leisem Murmeln eilt ein Bach durch das frische Grün dem fernen Flüßchen zu, in welchem er sein Grab findet. An dem Uferrande desselben, knapp am Fuße des Gebirges, steht eine Mühle, ein Gebäude aus Holz, mit weitläuftigem Gehöfte, deren eintöniges Geklapper allein Leben bringt in das heilige Schweigen der Natur.

Tief im Walde, auf des Gebirges entgegengesetzter Seite, ist das Haus des Revierförsters auf einer kleinen Waldwiese, in dessen Nähe jenes Bächlein aus moosüberzogenem Gestein entspringt, und schäumend über Kiesel und Baumwurzeln hüpft, bis es den kleinen Fall erreicht, welcher es der Ebene zuführt.

Das Forsthaus war, wie alle Häuser der Gebirgsgegenden, aus Holzstämmen zusammengefügt, welche auf einer gemauerten Unterlage von halber Mannshöhe ruhen. Die Fugen zwischen denselben sind sorgfältig mit Moos und Flachsabfällen verstopft, um die Kälte abzuhalten, welche hier einen viel höheren Grad erreicht, als in der Ebene; sodann sind sie mit weißem Mörtel überstrichen, was dem Gebäude, bei der Gleichförmigkeit der Streifen auf dem dunklen, wettergebräunten Holzgrunde ein sonderbares Ansehen giebt. Die kleinen Fenster haben hölzerne Läden für die langen Winterabende, ein mächtiger Kachelofen nimmt einen großen Theil der Stube ein, in der Mitte steht der braun gebohnte Tisch; an der Wand hängen einige Heiligenbilder, Gewehre und Waidtaschen, die anstoßende Kammer ist das Schlafgemach des Revierförsters. Auf der anderen Seite der Hausflur ist die Stube des Gesindes, das Zimmer für die Waidjungen. Oben auf dem Giebel des Hauses prangen ein Paar mächtige Hirschgeweihe, zahlreiche Jagdhunde haben ihre Unterkunft in den kleinen, mit Stroh gedeckten Ställen, indeß die Lieblinge im Zimmer zu den Füßen des Herrn liegen, oder am warmen Ofen.

Fünfundzwanzig Jahre muß sich der Leser zurückdenken; das Thal hat von seinem Charakter in neuerer Zeit nichts verloren, die Gebäude sind unverändert geblieben; gerade so wie noch heute klopperte die Mühle unten im Thale, stand das Jägerhaus im Walde; aber andere Bewohner lebten im Thale und auf dem Berge, die Helden des bürgerlichen Trau-

erspieles, welches wir hier den Augen unserer Leser enthüllen.

Der Müller W. war ein wohlhabender, ja für diese Gegend ein reicher Mann. Er hatte die Mühle sammt den Grundstücken bereits von seinen Eltern ererbt, und durch weise Sparsamkeit, trotz der schweren Kriegsjahre, seinen Reichthum fast verdoppelt. Er war aber auch karg, geizig und nicht im besten Rufe bei seinen Kunden, obgleich die ganze Umgegend in Ermangelung einer anderen Mühle das Korn zu ihm fahren mußte. Sein Aeußeres war ganz der Spiegel seiner Seele — er war klein und hager, wenn gleich von festem Knochenbau; seine grauen Augen schielten ein wenig unter dichten, buschichten Brauen, und spielten in's Grünliche bei der geringsten Aufregung; seine Nase bog sich scharf herab, wie der Schnabel eines Geiers; der Mund war breit und unförmlich, die Winkel schief herabgezogen. Die bläulichen Lippen deckten kaum die großen Zähne, welche Hauern ähnlich hervorstanden; das ganze Gesicht hatte eine dunkelgelbe Farbe, wie der Pergamenteinband eines alten Kirchenvaters. Müllerhanns, wie er in der Umgegend allgemein genannt wurde, war Junggeselle geblieben bis in sein dreißigstes Jahr, ob er gleich dem weiblichen Geschlechte nicht abhold schien; er hatte mehrere Körbchen erhalten, da er trotz seiner häßlichen Außenseite ziemlich wählig war und nebstdem viel auf die Mitgift hielt. War es ein Wunder, daß die reichen Dirnen lieber junge, schlanke Burschen nahmen, als den klapperdürren Filz?

In den letzten Jahren vor dem Beginne dieser Geschichte hatte er sich mehr und mehr zurückgezogen von den Bauern der benachbarten Orte, mit welchen er Abends öfters im Kruge zusammen gekommen war. Er unterhielt sich daheim mit der Berechnung und dem Zählen seiner Ersparnisse, und vergaß dabei aller anderen Bedürfnisse. Der Geiz ist ein Laster, welches ebensowohl mit den Jahren, als mit dem Besitze selbst wächst; der Müller war ein vollendeter Harpagon geworden. Er lebte nur noch seinen Geldsäcken — sie bildeten seine Familie, seine Gesellschaft, sein Alles. Er versagte sich die kleinsten Bedürfnisse, dankte seine Mühljungen ab, indem er selbst für zwei arbeitete und einer alten tauben Magd die Besorgung des Hauswesens überließ.

Gerade das Gegentheil vom Müller war der Revierjäger Anton G. — ein rüstiger Mann von einigen und zwanzig Jahren, gewachsen wie eine Tanne, kräftig und breitschultrig. Er hatte in einem österreichischen Feldjäger-Bataillon gedient, die letzten Campagnen gegen den Korsen mitgemacht, und vom Fürsten W. nach seinem Abschiede diese Stelle erhalten. Sein Gesicht, von Sonne und Wind gebräunt, war männlich schön, sein Auge voll Feuer; seine militärische Haltung und der dunkle Schnurrbart über den wohlgeformten Lippen machten ihn interessant. Manches Mädchen schielte in der Kirche und auf dem Tanzplatze mit heimlichen Seufzern nach dem schmucken Jäger in seiner knappen grünen Uniform.

Anton war fröhlichen Gemüthes, ein rascher unermüdeter Tänzer und wußte ebensogut lustige Stücklein auf dem Waldhorne zu blasen, als fröhliche Tänze auf der Zither zu spielen. Die jungen Burschen der Umgegend sahen ihn gern in ihrer Gesellschaft — er verdarb keinen Scherz, keine Unterhaltung, und ließ manches blanke Guldenstück im Wirthshause sitzen, wenn er an Sonn- oder Festtagen bei guter Laune war und seine Bekannten zechfrei hielt.

Eine halbe Stunde von jenem einsamen Thale liegt das Gebirgsdorf J—thal, meistens von Sassen und Häuslern bewohnt, welche Weberei treiben. Unter den Dirnen desselben war Röschen unstreitig die Krone, und verdiente diesen Vorzug eben so ihrer Schönheit, wie ihrer Sittsamkeit wegen. Die launische Natur hatte ein Wesen mit seltener Vollendung geschaffen und mit Reizen geschmückt in die Wiege eines armen Webers gelegt, welches die Zierde und die Königin jedes Salons geworden wäre.

Wer Röschen Sonntags zur Kirche gehen sah, blühend wie eine Rose, das hellblonde Haar in leichte Zöpfe gewunden, das blaue Vergißmeinnicht-Auge sittsam zu Boden geschlagen, in der schmucken Tracht der Landmädchen, der mußte es sich gestehen, selbst in den

Werken unſerer alten deutſchen Meiſter kein lieblicheres Geſichtchen getroffen zu haben.

Unter allen Bewerbern zeichnete Röschen keinen ſo aus, als den ſchmucken Förſter, welcher ſich auch eifrig um ihre Gunſt bemühte. Die jungen Leute liebten ſich, und bald hatten ſie auch Gelegenheit gefunden, ſich ihre gegenſeitige Neigung zu geſtehen. Anton wartete nur auf die Heirathsbewilligung von Seite ſeines Fürſten, um beim Vater um Röschens Hand anzuhalten.

Auch Müllerhanns hatte nicht ungeſtraft Röschens Reize bewundert, er fühlte wieder nach Jahren die erſte menſchliche Regung ſeiner Bruſt und ſtrebte beim Kirchengange ihr auf alle mögliche Weiſe ſein Wohlgefallen zu zeigen. Aber Röschen ſchien keine Augen für ihn zu haben, ihr Herz war ſchon vergeben, und umſonſt bemühte ſich der reiche Müller, den unbemittelten Förſter daraus zu verdrängen. Hanns erſchien nun auf einmal wieder zur Verwunderung des ganzen Dorfes öfters in der Schenke, beſonders wenn das junge Volk ſich zum Tanze eingefunden hatte.

Er ſaß ſtill und vornehm lächelnd hinter ſeinem Bierkruge und verfolgte Röschen mit verliebten Blicken; ja, er wagte es öfters, ſie zu einem Tänzchen aufzufordern, trotz den grämlichen Mienen des Jägers und den Spöttereien der Burſchen. Aber vergebens ſuchte er einen freundlicheren Blick, einen Händedruck zu erhaſchen, das Mädchen blieb gleich gegen Alle; nur wenn ſie mit Anton ſprach, glänzte ihr Auge feuriger, nur wenn ſie mit ihm tanzte, ſchien ſie verändert. Der Geizhals ärgerte ſich weidlich über die verlorene Mühe und das verſchwendete Geld, ohne von ſeinem Plane ganz abzugehen. Er hielt ſich mehr an den Vater, lud ihn öfters ein, mit ihm gemeinſchaftliche Zeche zu machen, welche er dann zum Erſtaunen des Wirthes und der Gäſte berichtigte. —So war der Sommer und Herbſt vergangen, und ein früher Winter hereingebrochen. Mit ihm kam auch die Theuerung; denn die Erndte war ſchlecht ausgefallen, die Kartoffeln nicht gerathen.

Die armen, blos von ihrem kärglichen Verdienſte lebenden Weber waren dem größten Mangel Preis gegeben. Auch Röschens Vater litt unter dem allgemeinen Elend, und wußte ſich bald keinen Rath mehr zu ſchaffen. In dieſer Verlegenheit erſchien ihm der Müllerhanns wie ein rettender Engel, welcher ihm auf eine Verſchreibung eine kleine Summe borgte. War er ihm früher ſchon gewogen geweſen, ſo vergötterte er ihn nunmehr, und vertheidigte ihn gegen ſeine Nachbarn und Röschen, wenn die Rede auf den Geizhals kam, der bei der allgemeinen Noth Niemandem einen Heller borge. So ſtanden die Dinge zu der Zeit, in welcher eigentlich dieſe Geſchichte beginnt.

Die Chriſtfeiertage waren im Anzuge, die Kälte im furchtbaren Zunehmen — der Schnee, welcher ſchon längſt die Berggipfel in ſeine weiße Decke eingehüllt hatte, lag auch in der Ebene in beträchtlicher Maſſe und erſchwerte die Kommunikation. Der alte Veit, Röschens Vater, ſaß eines Abends am Webſtuhle, Röschen auf der Ofenbank und ſpann. Mit wohltönender Stimme ſang ſie eine jener alten Weiſen, welche ſich vom Großvater auf den Enkel vererbt haben; der Kienſpahn, welcher in einem Ringe neben dem Ofen ſtak, flackerte hell und verbreitete ein gelbliches, zitterndes Licht in der Stube. Da wurde ziemlich derb an die Fenſterladen gepocht.

„Roſe, ſiehe wer draußen iſt!“ ſagte Veit, ſeine Arbeit unterbrechend. Das Mädchen nahm den brennenden Spahn und ging hinaus, in ſüßer Erwartung, daß es Anton ſei, welcher ſie beſuchen wolle. Sie öffnete die Thüre und trat erſtaunt zurück, als ſie den Müller erblickte. „Ei guten Abend!“ rief er im näſelnden Tone; „das iſt ja eine gute Vorbedeutung, daß ſie mir die Thüre öffnet, Jungfer! Iſt Ihr Vater zu Hauſe?“

„Allerdings, Müllerhanns!“ antwortete das Mädchen, und drückte die Thüre hinter dem Gaſte wieder in die Klinke. „Aber was führt Euch noch ſo ſpät und bei dieſem Schnee ins Dorf?“

„Werdet ſchon ſehen, ſchönes Röslein!“ entgegnete der Müller freundlich grinſend, indem er verſuchte, das Mädchen in die Wange zu kneipen. Dieſe aber ſtieß die Stubenthüre

auf, und entschlüpfte ihm wie ein Aal. Sorgsam schüttelte der Müller die Schneeflocken von der Mardermütze und dem grauen Mantel, dann trat er in die Wohnstube und reichte dem Weber mit einem freundlich gesprochenen „guten Abend" die Hand. Als dieser aber die Frage der Tochter wegen des späten Besuches wiederholte, schmunzelte der Müller geheimnißvoll und sagte: „Habe eigens den Rappen anspannen lassen, und bin heraufgefahren in's Dorf aus meiner einsamen Mühle, um Euch zu sehen, Gevatter! Kommt bald der heilige Christ, und da möchte ich mir gern selber Etwas bescheeren für Haus und Wirthschaft — habe Euch um Rath fragen wollen und anklopfen hier im Hause in Zucht und Ehren. Laßt uns ein Wörtchen zusammen reden im Vertrauen!"

Veits Verwunderung stieg auf den höchsten Grad, und er zerbrach sich vergebens den Kopf über das Anliegen des reichen Müllers. „Legt ab, Gevatter," sagte er treuherzig, „und folgt mir in die Kammer. Da mögt Ihr Euer Herz ausschütten, ohne daß uns das Mädel da belauscht. Rosel! so hilf doch dem Gevatter aus dem Mantel!"

Hanns hatte bald den Mantel und die Mütze abgelegt; — er stand im Festgewande vor den Erstaunten. In einer weiten Jacke von lichtblauem Tuch mit kurzen, breiten Schößen stak der Oberleib, unter derselben trug er eine Weste von rothem Tuche mit großen, runden Silberknöpfen; um die dürren Beine schlotterten kurze Hosen von schwarzem Plüsch, blaue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten den Anzug. Mit Wohlgefallen besah sich der Müller, zupfte an der großen Schleife des schwarzseidenen Halstuches, und folgte mit einem verliebten Blicke auf das reizende Mädchen, dem Vater in die Kammer.

Mit leicht verzeihlicher Neugierde harrte das Mädchen auf der Ofenbank dem Ausgange der Unterredung, welche eine ziemliche Weile dauerte. Ein paar Mal versuchte sie es, an der Thüre zu lauschen, aber ohne mehr als einige abgerissene Worte zu erhaschen, aus denen sie nicht recht klug werden konnte. Endlich, nach einer Glockenstunde, traten Beide wieder in die Stube. Des Müllers Antlitz glänzte vor Freude; auch der Vater schien äußerst vergnügt. Der Müller näherte sich dem Mädchen und versuchte auf seine plumpe Art einige Scherze, indeß der Weber seinen Pelz anzog und die Mütze aufsetzte. Rose trumpfte den Zudringlichen derb ab. „Hi! hi!" lachte er heiser, „ziere Sie sich nur nicht so, mein Engel; wenn Sie einmal Frau Müllerin ist, wird Sie schon ein anderes Gesicht machen!" —

„Gott behüte mich davor in Gnaden!" seufzte das Mädchen vor sich hin.

„Ich gehe mit Hans in die Schenke, sagte der Weber, sich vergnügt die Hände reibend; „ich will heute früher Feierabend machen! Hüte mir das Haus, Mädel, und wenn der Anton etwa kommt, so schicke ihn auf der Stelle fort, oder das Donnerwetter soll drei'n schlagen! Für eine Braut schickt sich das Liebeln nicht mehr!"

Das Mädchen war blaß geworden bei der Rede des Vaters. Sollte Anton schon um ihre Hand angehalten haben? Die beiden Männer gingen fort; Röschen schloß die Thüre hinter ihnen. Ihr Herz pochte voll Unruhe; sie wollte spinnen, aber ihre Hände zitterten. Der Vater hatte gesagt, sie sei Braut; aber mit wem? „Warum soll ich Anton fortschicken, wenn er kommt?" dachte sie, „er ist ja mein Bräutigam! Der garstige Müller!"

Die schwarzwälder Uhr wies auf Sieben; — um diese Stunde pflegte der Förster im Vorübergehen bei ihnen einzusprechen. Heute weilte er auch gar zu lange! — Was nur der Hans beim Vater gewollt? was er nur mit dem plumpen Scherze von der Frau Müllerin meinte?" — Diese Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe.

Eine Stunde mochte so verflossen sein, als abermals heftig an den Laden geklopft wurde; das Mädchen öffnete. Anton stand vor der Thür in seinem grauen Ueberrocke, Büchse und Waidsack umhangen; sein braungefleckter Nero revierte im Schnee. Hastig trat der Jäger ins Haus und zog die Thür hinter sich zu. Er war aufgeregt, erhitzt, fast athemlos vom schnellen Gehen. „Ruhig, Nero! Kusch!" rief

er dem Hunde zu, der mit freudigem Gebelle an dem Mädchen emporsprang.

„Rose!“ sagte er mit bewegter Stimme, indem er seinen Arm um des Mädchens schlanke Gestalt legte, „ist es wahr, was ich von Dir hören mußte? Ich kann es kaum glauben, kaum meinen Ohren trauen; aber ich habe es unten in der Schenke aus Deines Vaters eignem Munde. Du bist Braut?“

„Ich?“ stammelte das Mädchen erschrocken „Anton, was denkst Du?“

„Verstelle Dich nicht,!“ eiferte der Jäger, „ich weiß Alles. Du hast Dein Wort gebrochen und mit ihm mein Herz! Warum mußte ich auch Dir trauen! ihr Weiber seid ja veränderlich wie das Aprilwetter! Freilich wenn ein reicher Freier kommt, muß der arme Schlucker, der nichts hat, als sein knappes Dienstein-kommen und ein redliches Herz, Flucht ergreifen, wie der Edelhirsch vor dem Barkhunde! Ich hätte mir es denken können, wie der Müller so zuthunlich wurde und dem Vater mit seinen harten Thalern wieder auf die Sprünge half. Es war ja auch das Sündengeld, das Dir die Augen verblendete, daß du einstimmtest zu dem Bunde mit dem Geizhalse!“

„Anton!“ rief Rose, „ich bitte Dich, was ist vorgefallen, daß Du mir solche Vorwürfe machen kannst, die ich nicht verdiene? Was hast Du erfahren? Was soll's mit der Brautschaft und dem geizigen Müller? Geh', Du willst mich necken, und es ist nicht hübsch von Dir, daß Du solche Geschichten erfindest!“

Ungläubig blickte der Förster das Mädchen an, welchem die hellen Thränen in die Augen getreten waren. „Scherz!“ entgegnete er nach einer Weile, „Du glaubst, ich scherze, und mir blutet das Herz. Es ist nur zu gewiß, Du bist die Braut des Müllers, und ich thue mir ein Leid an, oder kündige den Dienst auf und gehe in die weite Welt.“

Rose erbleichte; ihre Ahnung, welche sie sich selbst nicht zu gestehen gewagt, war in Erfüllung gegangen. Sie faßte die Hand des Geliebten. „Anton!“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe nur Dich geliebt und werde nur dich lieben. Noch weiß ich nichts von dem Unglücke, das uns betreffen soll. Der Müller war hier und hat mit dem Vater eine Unterredung gehabt; darauf sind sie fortgegangen. Anton! ich beschwöre Dich, woher weißt du es so gewiß, daß man mich dem abscheulichen Filz verkuppeln will?!“

„Ich saß unten in der Schenke,“ berichtete Anton aufgeregt, „hinter meinem Bierkruge, und wartete auf den dicken Holzhändler, mit dem ich einen Kontrakt abschließen sollte. Da kommt der Müller mit deinem Vater herein und setzen sich an den Tisch neben mir. Da habe ich denn die ganze Verhandlungen mit angehört; künftige Fastnacht soll Hochzeit sein; sie haben schon Alles ins Reine gebracht. Sie sprachen absichtlich ganz laut, daß ich es hören sollte, und der schielende Schuft nannte dich zwanzig Mal in einem Zuge sein liebes Bräutchen. Da ward es mir zu viel; ich nahm Mütze und Gewehr, pfiff meinem Hunde und packte mich fort. Erst wollte ich gar nicht mehr zu Dir kommen, Du solltest meinen Schmerz und meine Verzweiflung über Deine Untreue nicht sehen, aber es zog mich doch wieder her mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir, um wenigstens Abschied zu nehmen für immer. Nimm Dir den reichen Müller und sei glücklich, wenn Du es kannst; ich werde Dich doch immer lieb haben, wenn Du auch mein Herz gebrochen hast!“

Das Mädchen wurde bleich und zitterte wie Espenlaub. „Ich habe es mir gedacht,“ flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „als ich den Müller heute kommen sah, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Aber, Anton, ich kann nicht von Dir lassen, und wenn mich der Vater auch darum aus dem Hause stoßen sollte. Ich habe Dir Liebe geschworen, und ein ehrliches Mädchen hält ihr Wort. Lieber ginge ich in den Tod, als mit dem Hans zum Altar!“

„Rose!“ rief der Förster freudig und preßte die Geliebte ans Herz, „ist es denn Ernst? ziehst Du wirklich mich dem reichen Freier vor, mich den armen Waidmann?“

„Es ist mein heiligster Ernst!“ betheuerte das Mädchen; „arm bin ich geboren, in Armuth aufgewachsen, und Deine Liebe gilt mir

mehr, als alle Schätze. Man hat mich noch nicht gefragt, aber wenn auch der Vater meinen Bitten kein Gehör giebt, wenn er mich mit Gewalt zum Altar schleppen sollte: noch in der letzten Minute sage ich Nein!"

Neue Hoffnung zog in die Brust des jungen Mannes, als er die Ueberzeugung von der Liebe und Treue seines Mädchens gewonnen hatte. „Es kann noch Alles gut werden," tröstete er die Weinende, welche das blonde Köpfchen hängen ließ, wie eine welkende Blume, „habe ich nur die Gewißheit, daß Du mich liebst! Morgen gehe ich auf's Amt; der Herr Verwalter ist mir gewogen und hat mein Gesuch beim Fürsten unterstützt. In ein paar Tagen kann die günstige Entscheidung da sein, und dann will ich doch sehen, ob Dein Vater so hartherzig ist und uns widerstehen kann. Der Oberförster hat mich gern; wir waren zusammen in einem Bataillon; er soll ein gutes Wort für mich einlegen, und wir schießen dann Viktoria! wie nach der Leipziger Schlacht!"

Glühende Küsse wechselten die Liebenden und kos'ten noch lange von ihren Angelegenheiten; die Hoffnung dämmerte wie eine rosige Aurora am Nachthimmel ihrer Liebe empor, und liebende Herzen sind ja gläubig.

Unfrieden und Trauer war seit jenem Abend in die Hütte des Webers eingekehrt, wo sonst nur Friede und stille Geschäftigkeit walteten. Schon am anderen Morgen hatte er der Tochter des Müllers Bewerbung mitgetheilt und die Zusage, die er Jenem geleistet. Er stellte ihr diese Heirath ins günstigste Licht, aber er traf bei Röschen auf den entschiedensten Widerstand. Keine Bitten halfen und kein Zureden; vergebens erschöpfte er sich in den glänzendsten Schilderungen ihrer künftigen Lage als reiche Müllerin, vergebens suchte er den armen Förster in ihren Augen herabzusetzen. Theilnahmlos blieb die Tochter für das Eine wie für das Andere und bat den Vater, sie nicht ins Unglück zu stürzen. Der alte Veit kannte in seinem Zorne keine Grenzen; er konnte nicht begreifen, was dem Mädel durch den Sinn gefahren, daß sie eine solche herrliche Parthie ausschlagen wolle. Die ernstesten Maßregeln wurden genommen, dem Grünrocke ziemlich derb das Haus verboten und Röschen gehütet Tag und Nacht, daß sie nicht mit Anton zusammenkomme.

Der Müller war der tägliche Gast im Hause des Webers und bemühte sich vergeblich um die Gunst des Mädchens, welches ihn keines freundlichen Blickes oder Wortes würdigte und ihm auszuweichen suchte, wo sie nur konnte.

Auch im Jägerhause herrschte Mißmuth und Trauer. Anton hoffte zwar Alles von der Gönnerschaft seiner Vorgesetzten und baute auf Röschens Treue, aber seine Sehnsucht, seine Ungeduld nach endlicher Lösung der mißlichen, zweideutigen Lage wuchs von Tag zu Tage.— So vergingen einige Wochen, als ihm der Amtsbote die Heirathsbewilligung brachte, welche, vom Fürsten unterzeichnet, soeben aus Prag angekommen war. Voller Jubel, wie ein Kind am Weihnachtsabend sprang der Glückliche in der Stube umher, herzte und küßte seinen zottigen Nero, welcher in der letzten Zeit wenige freundliche Gesichter zu sehen bekommen hatte, und gab seinen Waidjungen ein fröhliches Mahl. Er hätte so gern dem Mädchen seines Herzens die Freudennachricht mitgetheilt, aber Röschen wurde so streng bewacht, daß dies eine Unmöglichkeit war, Anton nahm sich ein Herz und bat seinen Oberförster, den Freiwerber beim alten Veit zu machen, was Jener auch seinem früheren Waffengefährten gern zusagte. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt; unter banger Sehnsucht und von Zweifeln unterbrochenem Hoffen erwartete ihn der Verliebte. Die Mission war nicht zum Günstigsten ausgefallen; der alte Weber, verblendet von dem Gelde des Müllers, wollte nichts von einer Verbindung seiner Tochter mit einem armen Schlucker wissen, — er schmähte diese, daß sie leichtsinnig ihr eigenes Glück mit Füßen träte, und nur der Respekt vor dem Oberbeamten hielt ihn von dem vollen Ausbruche seines Zornes zurück. Röschen bestürmte den Vater mit Vorwürfen, beschwor ihn wiederholt, sie nicht unglücklich zu machen. Der Oberförster glaubte nun ernstere Maßregeln nehmen zu müssen. Er stellte dem hartnäckigen Vater vor, daß es gegen alles göttliche und

menschliche Recht sei, ein Kind zu einer Verbindung zu zwingen, welche unmöglich gute Folgen haben könne; er berief sich auf den Schutz der Gesetze, welche es nicht gestatteten, Jemanden zu einer Handlung zu nöthigen, welche freiwillig unternommen werden müßte.

Finster hörte der Weber alle Vorstellungen und Rathschläge an — er konnte seinen Lieblingsgedanken nicht so schnell aufgeben—er war ja selbst zu sehr dabei interessirt, und Eigennutz, Egoismus sind die mächtigsten Hebel in der Menschennatur. Alles, was der Oberförster erlangen konnte, war das Versprechen, sich die Sache übel gen zu wollen, und die Bitte, kommenden Sonntag wieder anzufragen.

Röschen schöpfte freier Athem, dankte dem gütigen Fürsprecher von Herzen und hoffte alles Mögliche von seinen erneuten Bemühungen, welche er dem lieben Kinde gern zusagte. Anton war sehr niedergeschlagen und die erbetene Frist bis zur Entscheidung seines Schicksals eine wahre Marterwoche! — Veit hielt häufige Unterredungen mit dem Muller, welche ihn immer grämlicher machten.

Still ging Röschen ihren Geschäften nach, wie immer; sie setzte dem Schelten und Toben des Vaters und dessen heftigen Vorwürfen stilles Dulden entgegen. So war abermals der Sonntag herangekommen, und der Oberförster erschien um Antwort.

Die Unterredung dauerte lange und wurde ziemlich heftig geführt. Der Alte setzte diesmal Bedingungen fest, wenn er von seinem Plane abgehen solle. Er wollte seine Tochter keineswegs zu ihrem Glücke zwingen, wenn sie nicht selbst vernünftig genug sei, ihren Vortheil einzusehen, aber seine Pflicht sei es auch, dafür zu sorgen, daß sie sich nicht thöricht und leichtsinnig ins Unglück stürze.

„Sie hat Nichts," fuhr er heftiger werdend fort, „nicht einen rothen Heller Aussteuer, der Förster auch Nichts; wovon sollen sie leben? So ein Jäger in unseren Gegenden ist keinen Tag sicher, daß er nicht von einem Wilddiebe oder Schwärzer todtgeschossen wird, was soll dann aus dem Weibe werden, welchem er nichts hinterläßt, als den Bettelstab und vielleicht noch dazu ein Paar Rangen?! Der Müller hätte sie versorgt, aber so ein Habenichts kann ihr Nichts bieten! Gut, ich gebe meine Einwilligung, wenn Anton ein Kapitälchen von zweihundert Thalern aufweist. Hundert Thaler bin ich dem Müller schuldig; sie sind auf mein Häuschen sammt Grundstück gerichtlich vorgemerkt, und der Müller verkauft sie mir, wenn aus der Hochzeit nichts wird und ich ihn nicht bezahlen kann. Hundert Thälerchen mag er dann anlegen in Rentscheinen, daß Weib und Kind einmal nicht am Hungertuche kauern dürfen. Es ist mein letztes Wort," schloß er, „und damit bästa! Zwingen werde ich das Wettermädel nicht, aber auch dem Müller mein Wort nicht brechen, und mich salviren. Er mag dann zusehen, wie er mit seiner Braut fertig wird, es ist seine Sache."

Der Oberförster zuckte die Achseln und meinte, solch eine Summe sei für Anton unerschwinglich; er verschwendete vergebens seine ganze Ueberredungskunst—der Alte blieb starrsinnig.

Anton war verzweifelt, als ihm sein Freiwerber diese harte Bedingung mittheilte. „Funfzig Thaler ist mein Alles," sagte er traurig, „und wenn ich meine ganze Freundschaft in Kontribution setze, so bringe ich höchstens noch einmal so viel zusammen auf Abschlagszahlungen. Woher aber das Uebrige nehmen?"

Vergebens entschloß er sich zu dem sauern Gange, dem alten Veit selbst sein Anliegen vorzutragen,—der Weber blieb unerbittlich. Röschen tröstete den Geliebten; sie allein hatte Muth und Hoffnung nicht verloren. „Hoffe!" flüsterte sie dem Abschiednehmenden zu, „harre aus, Anton! ich bleibe standhaft und treu. Ich will arbeiten Tag und Nacht, sparen jeden Pfennig; so Du ein Gleiches thust, können wir vielleicht in anderthalb Jahren das Fehlende zusammen haben. Des Müllers Weib werde ich nun einmal nicht—das Uebrige findet sich; es lebt ja noch der alte Gott!"

Begeistert und neu belebt drückte der Jäger das treue Mädchen an seine Brust. „Ja!" rief er, „es lebt noch der alte Gott!"

Der Frühling war wiedergekehrt und hatte

überall auf den Bergen seine grünen Fahnen aufgepflanzt, das Heer seiner Sänger in Wald und Busch versammelt und als jugendlicher Freiheitskämpfer die Eisesfesseln gebrochen, in welche Tyrann Winter Quellen und Bächlein geschlagen. Lustig grünte und blühte Alles, fröhliches Leben durchschallte den Wald, geschäftige Bienen und bunte Schmetterlinge wiegten sich auf Blüthen und Blumenkelchen. Lustig klapperte die Mühle im Thale, Tagelang strich der Jäger durch Wald und Busch. Wohler wurde ihm draußen in der freien, weiten Gotteswelt, unter dem unendlichen blauen Himmel; — wo die ganze Natur ihr Auferstehungsfest feierte, da konnte ja auch sein Herz nicht trauern und verzagen. Bessere Nachrichten, als er erwartet, hatte er von seinen Verwandten erhalten; man hatte ihn getröstet und ihm alle Hilfe zugesagt. Aber auch ernstere Berufsgeschäfte nahmen seine volle Thätigkeit immer mehr in Anspruch und halfen seinen Trübsinn zerstreuen. Die Wild- und Waldfrevel hatten bedrohlich überhand genommen, und der Thalmüller war nicht ohne Grund in den Verdacht gekommen, Mitglied und Hehler einer solchen Bande zu sein. Anton haßte ihn zwar, aber sein redliches Herz zweifelte noch immer an dem Verbrechen des reichen Geizhalses. Eifrig und unablässig war er bemüht, sowohl der frechen Bande auf die Spur zu kommen, als sich die Ueberzeugung von des Müllers Schuld oder Unschuld zu verschaffen.

Es war ein schöner Sonntagsabend im Mai; die Sonne, soeben hinabgesunken hinter die Berge, warf noch hie und da einzelne Strahlen durch den grünen Schleier der Wälder; der Abendstern blinkte als Vorbote der sternengeschmückten Göttin Nacht am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, und Alles bereitete sich zur Ruhe vor und zum Schlummer. Die Räder der Mühle standen still, der Knecht war hinabgegangen ins Dorf, wo es Musik und Tanz gab, die alte Magd zum Besuch bei Verwandten im Gebirge. Der Müller stand, mit den Händen in den weiten Taschen seiner Jacke, in der Hausthür und seine Blicke ruhten gedankenvoll auf der Gegend; aber es war nicht der Anblick der schönen, blühenden Natur, nicht jene Gedanken voll Andacht und Erhebung, die jede Brust erfüllen beim Bewundern einer lachenden Frühlingslandschaft im Abendschein: es waren Berechnungen über den Ertrag der künftigen Ernte und ausstehenden Schuldforderungen, welche seinen Geist beschäftigten, unmuthsvolle Erinnerungen an Röschens Widerspenstigkeit und ihre Abneigung.

Ein einzelner Wanderer zog müde und langsamen Schrittes auf der einsamen Straße, welche vom nächsten Berge herab ins Thal führte. Einen Augenblick hielt er auf dem Hügel, in welchen die Bergkette gegen die Ebene zu ausläuft, und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht.

Dann erhob er sich von seinem Steinsitze und schritt gerade auf die Mühle zu, den Fußpfad einschlagend, welcher, die Krümmung der Straße abschneidend, zu dem Gehöfte führte. Des Müllers Falkenblick hatte den Wanderer schon aus der Ferne bemerkt und mit eben so vieler Neugierde als Mißtrauen gemustert. Eine Blouse von blauer Leinwand, an den Aermeln und Nähten mit rother Stickerei, vom Wetter bereits stark gebleicht, gestreifte Sommerhosen und ein leichter Reisehut von Wachstaffet bildeten den unscheinbaren Anzug des Reisenden. Auf dem Rücken trug er ein Felleisen, welches wohlgepackt und schwer schien, in der Hand einen derben Knotenstock. Der Müller schien wenig von seiner Musterung des Fremdlings befriedigt zu sein, und noch weniger erfreut über den Besuch, welchen ihm dieser zugedacht.

„Bettelvolk!“ murmelte er in den Bart; „nicht einmal in dieser abgelegenen Gegend ist man vor ihm sicher. Wer weiß, ob nicht noch Schlimmeres! Freilich,“ setzte er wohlgefälliger, „von der Bande, welche in dieser Gegend hauset, habe ich Nichts zu befürchten, Müllerhanns ist zu klug, um sich unnöthigen Plackereien auszusetzen. Eine Hand wäscht die andere! Aber es ist doch besser, ich lasse meine beiden Kettenhunde los, denn ich bin ganz allein!“

Während dieses Selbstgesprächs war der Wanderer ganz nahe gekommen, so daß der Müller, ohne die Hausthüre bloßzugeben, unmöglich sich mehr entfernen konnte. Der Fremde zog bescheiden den Hut und sagte freundlichen „guten Abend!"

„Guten Abend!" brummte der Müller, das grüne Sammtkäppchen ein wenig rückend.

„Dürfte ich fragen, wie weit noch bis nach R..?" — —

„Eine Stunde," antwortete Hanns einsilbig, indem er den Ankömmling mit mißtrauischen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße maß.

„'s ist ziemlich weit noch," entgegnete dieser nach einer Pause, „und es dunkelt schon stark. Ich bin auch recht müde, habe heute schon ein tüchtiges Stück Weges unter die Füße genommen; überdieß soll es in diesen Bergen neuerer Zeit etwas unsicher sein"

Der Müller warf einen mißtrauischen und forschenden Blick auf den Sprecher. „Man sagt es!" antwortete er kurz.

„Dürfte ich Sie, Herr Müllermeister, etwa bitten, mich diese Nacht zu beherbergen? ich behelfe mich gern, und wäre es auch in der Scheune. Die Nächte sind gar nicht mehr kalt und mit der Sonne breche ich auf."

„Mein Haus ist keine Schenke," erwiederte der Müller unwirsch; „wie der Herr selbst sagt, ist es nicht geheuer zwischen diesen Bergen, und da heißt es: trau, schau, wem? Wir fürchten uns zwar nicht," setzte er nach einer Pause hinzu, „habe fünf tüchtige Müllerburschen und ein Paar ungarische Wolfsfänger; aber bewahrt ist besser, als beklagt."

„Herr Müllermeister!" entgegnete der Wanderer bescheiden, aber nicht ohne gereizte Empfindlichkeit, „Sie haben Recht, daß Sie so sprechen, mit mir aber dürfen Sie schon eine Ausnahme machen! Ich heiße Franz M. und bin ein Gelbgießer meines Handwerks, redlicher Leute Kind aus dem Sachsenlande. Ich habe in Prag in Arbeit gestanden, als mich der Tod meiner Mutter nach Hause rief. Ich habe ebensogut Furcht vor dem Strauchgesindel und Ursache dazu, wie Sie, denn ich reise nicht ohne Geld!"

Der Müller warf abermals einen forschenden Blick in das offene Gesicht des Sachsen, seine Miene erheiterte sich zusehends.

„Sehen Sie," fuhr Jener zutraulich fort, „ich bin, wie ich Ihnen sagte, guter Leute Kind. Habe nun mein Erbtheil erhoben, fünfhundert Thaler nach unserm Gelde, die ich in der Katze um den Leib trage. Ich will mich in Prag niederlassen, die Tochter des Meisters heirathen, bei dem ich gearbeitet, und sein Geschäft übernehmen. Nun wissen Sie, daß ich mich ebenso vor Spitzbuben fürchte, wie Sie, ja noch mehr, denn mir ginge es an Leib und Leben. Behalten Sie mich diese Nacht, und ich will gern das Doppelte zahlen, was ich in der Schenke schulden würde!"

Der Müller räusperte sich einige Mal und schien unentschlossen, was er thun sollte.

„Wenn Sie kein Zutrauen fassen können," fuhr der Fremde dringender fort, „so will ich Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und Ihnen Geld und Wanderbuch zum Aufheben geben. Ueberdies zahle ich gern zwei Thaler für Herberge und ein kleines Abendbrod, wenn ich nur nicht heute mehr durch den Wald darf, der da schwarz und schaurig vor uns liegt!"

Der Müller besann sich einige Augenblicke, Unentschlossenheit und Gewinnsucht kämpften in seiner Seele; endlich siegte letztere. Er bedeutete dem Gesellen, in die Stube zu treten und schloß die Hausthür ab.

Dunkler war es allmählig draußen geworden und die Nacht breitete ihren schwarzen Schleier über die ruhende Erde. Das Gebirge trat immer mehr in den Hintergrund, eine schwarze Masse, welche nur ein lichterer Strich noch vom Horizonte trennte; — durch die Ebene zog sich die Straße, wie ein breiter weißer Streifen; aus den Wiesen und Feldern tönte Hühnerruf und Wachtelschlag. Nach einem spärlichen Abendbrode hatte der Müller dem Gaste sein Nachtlager angewiesen, ein Kämmerchen unter dem Dache, wo sonst die Mühlknechte schliefen. Seinen Bündel sowie sein Geld ließ er in der Obhut des Wirthes und suchte, von

der Wanderung ermattet, das Lager, wo er bald feſt einſchlief.

In der Wohnſtube ſaß Müller Hanns und dachte wenig an Schlaf und Ruhe. Sorgfältig hatte er die Thüren und Fenſterladen verſchloſſen, die beiden Wolfshunde von der Kette gelaſſen und war zurückgeeilt, den ihm anvertrauten Schatz auf's Neue zu beſehen und zu zählen. Ein Haufe Thaler, in welchem einige Goldſtücke blitzten, nebſt einem Packete Kaſſenſcheinen lagen vor ihm auf dem Tiſche neben der geleerten Geldkatze. Immer ſtarrer und begehrlicher wurden die Augen des Geizhalſes bei der Betrachtung der ihm anvertrauten Summe; wie ein Wollüſtling in den reichen Seidenlocken der Geliebten wühlend, tändelnd mit den zierlich geflochtenen Zöpfen, deren Berühren ihn wie mit elektriſchem Feuer durchſtrömt, alle ſeine Nerven aufregt, anſpannt und ſeine Begierden erhöht, ſo griff der Habſüchtige mit beiden Händen in den Haufen und ließ die Münzen ſpielend durch die Finger gleiten, ſich am Klange ergötzend wie am Metallglanze und dem Gepräge.

„Wenn der Schatz mein wäre," ſeufzte er, mein für immer, wenn ich mit ihm meine Habe vermehren könnte: es wäre ein Glück für mich. Könnte ich euch behalten, ihr blanken Thälerchen und euch lieben Scheine, dürfte ich euch ſperren zu den Genoſſen in meine ſichere Eiſentruhe; ihr ſolltet mir oft Herz und Auge erfreuen! Aber jener Burſche, der euch nicht verdiente, nicht erſparte, der auch die Luſt des Beſitzes nicht kennt, wird euch trennen, hinauswerfen mit vollen Händen und dann wieder der arme Teufel werden, der er zuvor geweſen!"

Er ſtützte den Kopf in die hohle Hand, denn in ſeinem Gehirne kreuzten ſich tauſend Pläne und Entwürfe — der Anblick des Mammons hatte alle Leidenſchaften aufgeregt; — er zerquälte ſich mit Plänen und Entwürfen, wie er es möglich machen könne, das anvertraute Gut zu behalten. Er ſann hin und her. „Wie wenn ich behauptete, nichts erhalten zu haben? wenn ich vorgäbe ich ſei ſelbſt dieſe Nacht beſtohlen worden? wenn ich voranginge, ihm im Walde auflauerte und das Geld abnähme mit Gewalt?" Seine Gedanken durchliefen alle Grade des Verbrechens und blieben beim Morde ſtehen. „Ja," ſagte er mit leiſer Stimme vor ſich hin, ſo leiſe, daß er ſelber es kaum hören konnte, was ſeine Lippen flüſterten, „wenn er ſtürbe in dieſer Nacht,—ich wäre ſein Erbe; ich könnte den Schatz in Sicherheit bringen! Aber die Gerichte würden Nachforſchungen anſtellen und in Erfahrung bringen, daß er ſein Erbe erhoben; man würde zurückfordrrn von mir, was mir anvertraut worden. Nein, hier im Hauſe dürfte nicht einmal ſeine Leiche gefunden werden." Er ſprang auf und machte einige Gänge durch die Stube; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen waren vorgetreten, ſeine Lippen bebten.

„Nein!" fuhr er fort, „er wird nicht ſterben, er kann nicht ſterben! Er iſt geſund, kräftig, wie eine Eiche! Er wird erwachen, ſeinen Schatz zurückfordern, und ich muß ihn herausgeben! Muß?" kreiſchte er, „wer kann mich dazu zwingen? Kann ich nicht dem Tode vorgreifen? Wer hat ihn bei mir eintreten ſehen? wer weiß, daß er hier war? Ich ſchleppe ſeine Leiche in den Wald, und ſein Tod wird den Wild- und Strauchdieben zugeſchrieben, welche ſchon lange dieſe Gegend unſicher machen. Wie ſollte auf mich, den reichen Müller, ein Verdacht fallen? Ueberdies iſt der Fremde ein Ausländer! — Aber Mord?!" — Der letzte Reſt des Gefühls empörte ſich; in ſeiner Bruſt kämpfte der Engel des Lichtes mit dem Dämon der Finſterniß.

Er trat zum Wandſchranke, wo die Branntweinflaſche ſtand, aus welcher er zuweilen ſeinen Kunden ein Glas kredenzte oder die Knechte bewirthete, welche das Mehl abholten, damit ſie beim Meſſen deſſelben ein Auge zudrücken ſollten. Seine Zunge klebte am Gaumen; er ſtürzte ein Paar Gläſer hinunter, deren Inhalt bald wie flüſſiges Feuer durch ſeine Adern rann. Seine Aufregung ſtieg, mit ihr wuchs die Begierde; je länger ſeine Blicke auf dem Geldhaufen ruhten, deſto mehr ſchrumpfte der Gedanke an Mord, der wie ein Rieſe vor ſeiner Seele geſtanden, zum Zwerge zuſammen. Er riß mit ungeſtümer Haſt das Felleiſen auf und unterſuchte deſſen Inhalt; er ſah die Pa-

piere durch und packte Alles wieder ein, da er nichts von Werth vorfand.

Das Talglicht war tief herabgebrannt und der lange Docht dämpfte die Flamme der Kerze, welche, einen röthlichen, ungewissen Schein auf die nächsten Gegenstände werfend, den Hintergrund der Stube im Dunkeln ließ. Aufs Neue trank er einige Gläser und immer wilder tobte sein Blut, seine Seele schauderte nicht mehr zurück vor dem Blutgedanken. Bald war es Mitternacht und mit ihr der Entschluß zur Reise gelangt; sein Herz, längst keinen andern Gefühlen als der Habsucht und dem Geize zugänglich, hatte den furchtbaren Gedanken gefaßt und bebte nicht mehr.

Er nahm aus dem Wandschranke ein Messer mit einem Griffe von Horn, wie es die Jäger zu tragen pflegen neben dem Hirschfänger; es war haarscharf, an der Spitze mit doppelter Schneide. Bei einem Gange in's Holz hatte er es vor einiger Zeit gefunden, nun schien ihm dieser Fund ein Fingerzeig des Schicksals.— Noch ein Mal stärkte er sich aus der Flasche, dann steckte er das Messer in die Rocktasche, zog die schweren Stiefel von den Füßen und blies das Licht aus.

Er trat in den Hof. Der Vollmond stand am Himmel und goß sein Silberlicht in vollen Strahlen herab; leise murrten die Hunde, aber bald ihren Herrn erkennend, drückten sie wieder den Kopf zwischen die Vorderpfoten und schlummerten; die Ruhe der Gegend wurde durch nichts unterbrochen, was ihre Aufmerksamkeit erregen, ihre Wachsamkeit in Anspruch nehmen konnte, — nur der Bach fiel rauschend über die Wehre, im Hollundergebüsche des Gartens schlugen zwei Nachtigallen. Eine Weile lauschte der Müller, ob kein Geräusch von der Hofthür her die Zurückkunft des Knechtes verkünde. Die alte Magd war schon vor einigen Stunden zurückgekehrt und schlief in einer Stube des Erdgeschosses, ohne von der Gegenwart des Reisenden nur eine Ahnung zu haben.

Leise schlich der Müller die Treppe hinauf zur Bodenkammer, die Stufen ächzten unter seiner Last; aber vorsichtig verfolgte er seinen Weg. Er probirte leise den Drücker der Thür, sie war von innen nicht verschlossen, wie er es Anfangs gefürchtet. Einen Augenblick hielt er an—seine Brust keuchte — noch war die That nur Gedanke, noch das Gastrecht nicht verletzt, das selbst der Wilde achtet; aber ein Gedanke an den Mammon sachte seine Gelüste wieder an—in den fernsten Winkel des Herzens flüchtete das Mitleid. Er trat ein.

Der Mond schien durch's geöffnete Fenster und verbreitete Tageshelle im kleinen Stübchen; der Gast lag ausgestreckt auf dem Lager und seine langen Athemzüge verkündeten den gesunden, festen Schlaf des Ermüdeten. Der Müller trat hart ans Bett und beugte sich über den Fremden, seine Hand hatte den Griff des Messers umklammert, sein Auge stierte roth und blutunterlaufen nach dem Opfer; sein Antlitz deckte Leichenblässe, die Haare sträubten sich und die Lippen hatten eine Bleifarbe. Mit halbgeöffnetem Munde, den Athem an sich gehalten, lauschte er einige Sekunden, sich von dem wirklichen Schlummer des Wanderburschen zu vergewissern, dann spähte er mit des Tigers Mordgier nach einer Stelle, wo der Todesstoß am besten treffe. Der Fremde machte eine Bewegung, er seufzte tief und sprach im Schlafe unverständliche Worte. Der Müller trat einen Schritt zurück, das Messer wurde rasch wieder in die Tasche geschoben, und er harrte nun auf das Erwachen des Gastes. Dieser aber hatte nur seine Lage geändert und schlief ruhig fort. Die gleichförmigen Athemzüge überzeugten bald den Harrenden davon und er trat wieder ans Bett. Der Fremde lag auf dem Rücken, das Bettuch war zurückgeschoben, die breite entblößte Brust bot dem Todesstoße eine sichere Zielscheibe. Einen Augenblick des Nachsinnes, — leise legte der Müller die Hand auf's Herz des Schlafenden, um sich die Stelle zu befühlen, wo sein Opfer am verwundbarsten sei, dann blitzte die Klinge im Mondstrahle und fuhr bis ans Heft in die Brust des Opfers. Ein dumpfer Schrei – das Blut quoll tropfenweise aus der Wunde, in welcher der Stahl stecken geblieben war; der Müller warf sich wie eine Hyäne auf den Röchelnden, seine Fäuste packten die Gurgel desselben und drückten sie fest zusammen. Leiser wurde das

Stöhnen, heftiger die Zuckungen; einige Sekunden und vor ihm lag — eine Leiche.

Die That war vollbracht!

Ein langer Seufzer entlastete die Brust des Mörders, Schweiß drang aus allen Poren und unwillkürlich brachen ihm die Knie zusammen. Einige Minuten brachte er erschöpft von der heftigsten Aufregung in knieender Stellung am Lager seines Opfers zu; bald aber raffte er sich empor und ermuthigte sich. Ungeschehen konnte er die That nicht mehr machen; jetzt galt es seine eigene Erhaltung, es galt, jede Spur des Verbrechens zu tilgen!

Er eilte in die Wohnstube, lud das Felleisen auf seine Schultern und stieg sodann wieder geräuschlos die Treppe empor. In der Kammer angelangt, faßte er den Körper des Ermordeten mit Riesenkraft, wie sie nur Verzweiflung giebt, in seine Arme, trug ihn herab über die Treppe, schloß leise eine Hinterthür auf und befand sich im Freien. Kühl wehte die Nachtluft von den Bergen her, ihm aber lief der Schweiß in Bächen über Stirne und Wangen; er eilte rüstig vorwärts mit seiner doppelten Last. Einige hundert Schritte hinter der Mühle begann ein manneshoher Anflug, welcher sich an den hochstämmigen Föhrenwald anschloß, dorthin trug er die Leiche und warf sie ins dichteste Gestrüppe. Dann riß er das Felleisen auf, dessen Inhalt er umherstreute, sowie die leere Geldkatze. — Ebenso schnell kehrte er wieder zurück, bemüht, die letzten Spuren des Verbrechens zu tilgen. Noch ein Mal klomm er die Treppe empor, nahm das blutbefleckte Betttuch und die Decke mit hinab in die Wohnstube. Dort wusch er sich die Hände, wechselte die Wäsche, welche er mit dem Bettzeuge in einen Bündel band und in die Mehlkammer trug.

In einem Winkel derselben lag allerlei Gerülle, alte Fässer u. dergl. aufgeschichtet; dorthin schleppte er den Bündel und versteckte ihn sorgfältig. Wer sollte ihn dort suchen? Ueberdies hatte ja nur er allein den Kammerschlüssel.

Nun erst fühlte er sein Herz erleichtert; er kehrte in die Wohnstube zurück, wo er den mit Blut erkauften Schatz noch ein Mal überzählte und ihn dann in seiner Eisentruhe aufhob. Hierauf leerte er den Rest der Flasche und warf sich angekleidet auf's Bett. Ermattung und Trunkenheit siegten bald über die fieberhafte Aufregung; er schloß die Augen und schlief ein, von blutigen Bildern umgaukelt, unruhig, qualvoll.

Nach zwei Uhr kehrte der Knecht vom Tanze zurück und des Herrn Schelten wegen der versäumten Arbeit fürchtend, weckte er ihn. Ohne ein Wort zu verlieren, stand der Müller auf, die Schleusen wurden aufgezogen, Korn aufgeschüttet und die Mühle in Gang gebracht.

Indessen das Verbrechen in der Mühle verübt worden, war das Glück eingekehrt in das Jägerhaus. Ein reicher Holzhändler, welcher alljährlich zwei Mal die Gegend bereis'te, um mit den Herrschaften Kontrakte über Holzlieferungen abzuschließen, hatte beim Förster sein gewöhnliches Absteigequartier genommen. Im Verlaufe des Abends erzählte dieser seine Liebes- und Leidensgeschichte; er rühmte Röschens Treue und Liebe, baute auf eine fröhliche Zukunft und auf die Güte Gottes. Die Worte flossen ihm von den Lippen, sein volles Herz schüttete sich aus vor dem gutmüthigen Manne, der ihm stets so viele Theilnahme gezeigt. Ruhig hörte dieser den Förster an, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen; als derselbe seine Erzählung geendet, stand der Holzhändler auf und ging einige Mal rasch durch die Stube.

„Also an hundert Thalern hängt das Lebensglück zweier Menschen!" sagte er weich. „O, ich war auch arm und mußte mich plagen von früh bis spät, um mein Geschäft in Flor zu bringen; — ich habe auch meine Alte geliebt, aber kein hartherziger Vater hinderte sie, Noth und Elend mit mir zu theilen, wie jetzt mein bischen Reichthum. Förster!" fuhr er fort, zutraulich die Hand auf dessen Schulter legend, „Ihr habt ein ehrlich Gemüth und ein Gottvertrauen, wie es immer seltener wird in unserer Zeit; Euch soll geholfen werden!"

„Das gebe Gott!" seufzte Anton; „aber wie? Schlecht handeln und meine Herrschaft betrügen kann ich nicht, und könnte auch nim-

mer glauben und hoffen, daß Sündengeld Frucht bringe."

„Einen Redlichen verläßt Gott nicht!" entgegnete der Holzhändler; „glaubt Ihr denn, daß es mir auf hundert Thaler ankomme, ein gutes Werk zu thun? und vor Allem an einem alten Bekannten? Ihr sollt das Lumpengeld haben, noch heute Abend; morgen geht hin zum Vater, les't ihm tüchtig die Leviten, und dann schnell Hochzeit gemacht. Wenn ich künftiges Frühjahr wieder einspreche bei Euch, bringt mir einen Buben entgegen!"

Der Förster war aufgesprungen und starrte mit gefaltenen Händen den Sprecher an, der ihm wie ein Himmelsbote erschien; er wußte nicht, ob er wache oder träume, Weinen und Lachen standen ihm gleich nahe. „Herr!" stammelte er, „Ihr treibt Scherz mit mir! Hundert Thaler — Ihr leiht sie mir?!"

„Leihen, ja, bis Euer erster Bube geboren worden, dem ich sie schenke als Pathenangebinde, ehrlicher Kauz!" sagte der Holzhändler, die Hand des Försters fassend, „Ihr habt es verdient um mich. Hättet es lange haben können auf unrechten Wegen mit Sporteln und Uebergebühren, aber ihr seid ehrlich gewesen und das gefällt mir." — Er zog seine Brieftasche heraus und legte einige Banknoten auf den Tisch: „Da, ungläubiger Thomas, seht her, überzeugt Euch, daß Röschen Euer ist!"

Mit einem Freudenschrei fiel Anton dem alten Holzhändler um den Hals und jubelte und weinte zugleich. Ein Augenblick hatte Hoffnungen erfüllt, welche er Jahrelang entfernt wähnte, ein Zufall ihn zum Glücklichsten gemacht. Er konnte nicht Worte finden, seinen Dank auszudrücken; er glich dem Spieler, der mit einem kleinen Einsatze während eines kurzen, unruhvollen Schlummers einen Haufen Gold gewonnen und, plötzlich aufwachend, sich kaum zu besinnen weiß, daß er vor wenigen Minuten nur ein paar Franks besessen.

Der Morgen graute; einzelne Sonnenstrahlen blitzten auf über den Bergen und weckten die Sänger des Waldes. Der Förster nahm Büchse und Waidsack, pfiff seinem Hunde und steckte das Geld sorgsam in die Brusttasche. Herzlichen Abschied nahm er von seinem Wohlthäter, dessen Wagen bereits angespannt im Hofe stand. Es litt ihn nicht mehr in der engen Stube, er mußte hinaus in den Wald, aus welchem der Morgennebel gen Himmel stieg, wie Opferrauch vom Altare; draußen sank er auf die Kniee, ein brünstiges Dankgebet floß von seinen Lippen, dann ergötzte er sich an den freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, er stellte sich Röschens Freude und Ueberraschung vor.

Die Anzeigen gegen den Müller waren immer dringender geworden, fast keinem Zweifel unterlag es mehr, daß er der Hehler einer Bande Wilddiebe sei, welche in den Forsten des Fürsten bedeutenden Schaden anrichteten. Anton hegte keinen Groll mehr gegen seinen Feind und Nebenbuhler, er hätte versöhnend und liebend eine Welt an seinen Busen drücken mögen; er beschloß den Müller zu besuchen, zu warnen und so Unheil zu verhüten.

Dieser Gang wurde zum Wendepunkte seines Lebens. Armer kurzsichtiger Mensch, was sind deine Entwürfe, Pläne, Vorsätze und Entschlüsse?! — Ein Augenblick macht dich zum Verbrecher, indeß dein Herz noch ein Tempel deines Gottes ist, — ein Augenblick macht den Bösewicht zum Märtyrer, an dessen Stirne der Heiligenschein glänzt! — Nicht die That ist es, um deren willen man gelobt wird oder getadelt; nicht die That ist es, welche man lohnt oder straft: es ist der Schein, der für Wahrheit genommen, schöne, beglückende, oder gräßliche, vernichtende Folgen hat. Es ist nicht allein in jener conventionellen Welt voll Theaterstaat u. Schminke, wo dieser Grundsatz gilt, es ist das Leben überhaupt, welches den Menschen zum Schauspieler stempelt. Er muß die ihm vom Schicksale zugetheilte Rolle als Bösewicht oder Tugendheld durchführen, bis der Vorhang fällt. Freilich ergötzt er sich nicht, wie jener Akteur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, um Beifallsgejauchze der Menge, oder kränkt sich über das Zischen des Mißfallens; ist die Rolle aus, bleibt nichts als das schwarze Todtenkreuz oder der Leichenstein mit seinen Inschriften, pomphaft, armselig oder parteiisch, wie Kritiken. Oft steht der Mensch, der in der

Jugend, im Feuer der glühendsten Begeisterung herrliche Theorien aufstellte, als Mann verzweifelnd, er sieht im praktischen Leben seine Ansichten nutzlos weggeworfen, wie die Scherben einer kostbaren Vase, welche eine ungeschickte Hand zerbrochen. „Freier Wille?“ fragt er mit gerunzelter Stirn und höhnisch verzogenem Munde, „Gottesleitung? Allwissenheit?!— Wie laßt ihr euch vereinigen? Wo finden wir eure Spuren im Weltgetriebe?“ Der Mensch kann nicht einmal gut oder schlecht sein, wie er will, sondern er ist das, was er sein muß! Höchstens kann er den Schein wahren, und den nicht einmal immer!

Der Müller stand in der Thür und blickte gedankenvoll in die Gegend, sein Gesicht war noch fahler, als gewöhnlich; er gab sich alle Mühe, der quälenden Gedanken und blutigen Bilder los zu werden, welche seine Seele unaufhörlich umschwebten und wie Furien sein Herz mit Schlangen peitschten. Die Mühle war voll von Leuten, welche Korn brachten oder Mehl holten, der Knecht konnte die Arbeit nicht allein bestreiten und hatte schon zu wiederholten Malen nach dem Herrn gerufen; dieser aber konnte sich nicht entschließen, hineinzugehen, er glaubte, Jeder der Anwesenden müsse das Kainszeichen auf seiner Stirn bemerken. Da sah er aus dem Vorholze den Jäger Anton hastig treten und mit Schnellschritten den Weg zur Mühle einschlagen. Die Richtung, von welcher er kam, war genau dieselbe, nach welcher der Müller den Leichnam des Ermordeten geschleppt hatte; sein Herz pochte hörbar, rasch wandte er sich, um dem ersten Zusammentreffen mit dem verhaßten Grünrocke auszuweichen und ging in die Mühle.

Nicht lange dauerte es, so wurde die Thür aufgerissen; der Jäger stürzte bleich und athemlos herein. „Leute!“ rief er keuchend, „Leute! draußen im Holze liegt Einer erschlagen! noch steckt das Messer in seiner Brust; nicht lange kann es her sein, daß die That geschehen, denn mein Waidjunge hat noch gestern Abend den ganzen Anflug durchreviert nach Schädlichem. Geht hinaus! ladet den Leichnam auf den Wagen—auf's Amt mit ihm; ich will Anzeige machen! — Herr Gott!“ sagte er nach einer Pause matt, „mir ist der Schreck in die Glieder gefahren, ich kann mich kaum rühren. Um Gotteswillen, einen Trunk frischen Wassers!“

Alle in der Mühle waren wie versteinert beim Berichte des Försters; als er aber geendigt, kam plötzlich Leben in die Anwesenden. Man fragte, schrie, lief durcheinander, bis sich endlich ein Paar der Beherztesten auf den Weg ins Holz machten.

Erdfahl im Gesichte hatte der Müller die Erzählung des Jägers angehört; er mußte sich am Mehlkasten lehnen, daß er nicht umsinke, seine Kniee schlotterten, seine Arme hingen schlaff herab und die Augen hatten allen Glanz verloren. Jeden Augenblick erwartete er eine Vermuthung, eine Beschuldigung zu vernehmen; jeden Augenblick glaubte er, jetzt würde man ihn als Mörder bezeichnen. Aber Keinem fiel dies nur im Entferntesten ein; bald war einstimmig die Meinung ausgesprochen, Niemand könne der Thäter gewesen sein, als einer der Wilddiebe.

Der Müller athmete leichter, sein Herz begann wieder zu schlagen, der erste Sturm war glücklich vorüber. Er ermannte sich und mischte sich bald unter die Uebrigen, mit Eifer und allen ihm zu Gebote stehenden Gründen, die bereits ausgesprochene Vermuthung zu unterstützen, zu verfechten. Indessen waren die Leute aus dem Holze zurückgekehrt, welche die Leiche des Ermordeten und die vorgefundenen Habseligkeiten brachte. Alles eilte, von Neugierde getrieben, hinaus, nur der Jäger und Müller blieben allein zurück.

„Hanns!“ sagte der Förster nach einer Pause mit leiser Stimme, „heute hätte ein glücklicher Tag für mich werden sollen. Ich habe Geld erhalten — die zweihundert Thaler sind beisammen—ich wollte sie Röschen bringen. Unserer Verbindung steht nun nichts mehr im Wege!“

„Eine Hölle glühte bei diesen Worten auf in den Augen des Müllers, aber er war keines Wortes mächtig.

„Röschen wird mein!“ fuhr Anton fort, „und unser Groll muß nun ja auch ein Ende

nehmen. Wir vergeben Ihm von Herzen, was Er Böses an uns gethan und noch hat thun wollen; Rose wird und muß Er sich nun aus dem Sinne schlagen, und so können wir gute Nachbarn werden. Damit Er sieht, Hanns, daß es mir ernst ist, habe ich eigentlich den Unglückeweg nach Seiner Mühle angetreten. Er ist schändlich denuncirt, mit Holzdieben und Wilderern in Verkehr zu stehen, und ihnen das Gestohlene abzukaufen. Nehme Er sich in Acht; dienstlich ist mir noch nichts zugekommen und so will ich keine weitere Notiz davon nehmen. Aber hüte Er sich!"

Der Müller stand sprachlos; Wuth, Angst und Eifersucht wühlten in seiner Brust; er hätte den Förster in diesem Augenblick ermorden können und fand keine Worte, auch nur eine Entschuldigung zu stammeln.

„Lebe Er wohl!" sagte der Jäger, „und beherzige Er, was ich ihm sagte! — Ich will jetzt auf's Amt gehen wegen der Mordgeschichte!" — Damit ging er sehr rasch aus der Mühle.

Nicht versagen konnte er sich die Freude, als er durch's Dorf ging, vorerst bei Röschen einzusprechen. Grämlich empfing ihn der Alte; als aber Anton aus der Brusttasche die Banknoten hervorlangte und dem Weber die bedungene Summe baar und richtig auf den Tisch zählte, da hatte dieser auch nichts mehr einzuwenden. Sprachlos lagen die Liebenden sich in den Armen, herzten und küßten sich, während ihnen die Thränen in den Augen standen. „Gott hat geholfen, mein Anton!" sagte das Mädchen, und mit frommem Danke wiederholte Anton: „Gott hat geholfen!" — —

Unterdessen hatte sich die Szene in der Mühle geändert. Lange waren die Bauern um die Leiche herumgestanden und es hatte des Lärmens und Schreiens gar viel gegeben; auch Müllerhanns hatte sich ein Herz genommen und war zu den Uebrigen getreten, wenn er es auch nur wagte, von fern scheue Blicke auf den Ermordeten zu werfen, der bleich und starr da lag im Grase. Da näherte sich ein Mann vom Walde her, langsam und vorsichtig umherspähend, ob ihm Niemand folge; als er aber die Menge vor der Mühle gewahrte, verdoppelte er seine Schritte und befand sich bald in ihrer Mitte. Es war der Feldhüter Marx, welcher als ein rechtlicher, wenn auch armer Mann in der ganzen Gegend bekannt war.

„Ist der Förster Anton hier?" fragte er furchtsam und mit unsicherer Stimme.

„Nein, der ist auf's Amt gegangen!" antwortete der Müller, der alle Schleusen seiner Beredsamkeit aufgezogen hatte, um seine Angst und Verlegenheit zu verbergen. „Aber um Gotteswillen, habt Ihr das Unglück schon erfahren, das sich hier im Walde zugetragen?"

Einen Blick ließ der Feldhüter im Kreise langsam und prüfend umherschweifen; als er aber auf lauter bekannte, unverdächtige Gesichter traf, machte er seiner Brust in einem Seufzer Luft. — „Wohl weiß ich es," sagte er dumpf; aber wißt Ihr auch, *wer es gethan?*"

„Wer anders," meinte ein Bauer, als ein Wilderer; so ein Kerl ist ja das wilde Leben und Blutvergießen gewohnt von Kindesbeinen an. Setzt er doch ein paar Jahre Zuchthaus an einen armen Rehbock; was Wunder, wenn er um einige Gulden Einem das Lebenslicht ausbläs't?!

Einen finsteren Blick warf der Feldhüter auf den Sprechenden; dann, zur Leiche tretend, betrachtete er sie schweigend. „Armer Teufel!" rief er dann, „Du scheinst ordentlicher Leute Kind gewesen zu sein; hattest vielleicht ein paar Gulden in der Tasche und das war Dein Unglück! — Aber nicht ungestraft soll die That verübt worden sein; der Mörder muß baumeln, so wahr ich Marx heiße, und der Feldhüter bin!"

„Ja, aber man hängt Keinen, Gevatter, bevor man ihn hat!" ließ sich hier eine Stimme aus dem Haufen vernehmen, „und der Kerl, der das gethan, wird wohl schon Reißaus genommen haben und ist schon längst über die Grenze!"

Ich kenne ihn!" entgegnete der Alte fest und ernst, indem sein runzelvolles Antlitz einen furchtbaren Ausdruck annahm, „ich kenne ihn so gut als Ihr ihn Alle kennt. Ich stand nicht dreißig Schritte davon, als die That verübt

wurde, wobei sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte und es vor den Augen flirrte, daß ich schier zu erblinden vermeinte. Ich kenne den Mörder und werde ihn den Gerichten überliefern!" fuhr er mit erhobener Stimme fort; „wenn er auch bisher tadellos gelebt hat unter uns. Der Satan hat ihn verblendet und um ein paar Gulden seine Seele erhandelt!"

Der Müller war kreidenbleich geworden, alles Blut aus dem Gesichte gewichen; er fühlte schon den Hanfstrick um den Hals und schnappte nach Luft. Auch die Uebrigen standen verblüfft und sahen bald auf die Leiche, bald auf den Feldhüter.

„Wer ist der Thäter? wann und wo habt Ihr ihn gesehen?" fragte Märten, der Richter, welcher sich unter den Anwesenden befand. „Im Namen der Obrigkeit, nennt uns den Thäter, daß wir ihn greifen und den Gerichten ausliefern!"

Der Müller war in die Kniee gesunken und betete in Herzensangst ein Stoßgebetlein.

Finster entgegnete Marr: „Es ist mir leid, daß ich meinen Vorgesetzten verklagen muß, daß ich als Zeuge gegen den auftreten soll, der mir zum Dienste verholfen; aber wär's mein eigener Bruder, ich könnte nicht schweigen: Förster Anton ist der Mörder!" —

Der Müller horchte hoch auf, das Schwert des Damokles, das an einem Haare über seinem Scheitel gehangen, war mit einem Male verschwunden; wie Musik des Himmels tönte die Nachricht in seine Ohren, wenn er auch den Zusammenhang der Sache nicht zu begreifen vermochte.

Alles bestürmte den Feldhüter um die Erzählung vom Hergang der Sache. — Einen scheuen Blick warf er auf die Leiche. „Es ist nicht gut, in Gegenwart eines Erschlagenen von dessen Mörder zu reden," sagte er, „man quält die arme Seele; noch liegt es mir wie Blei in allen Gliedern. Laßt uns in die Stube gehen!"

Dort setzte er sich auf einen Stuhl und begann, oft unterbrochen von Ausrufungen der Verwünschung und des Abscheues, den Anwesenden seine Geschichte:

„Es mag nun eine Stunde her sein, seit ich den Anflug betrat, um mir im Gebüsche eine Stelle aufzusuchen, wo ich einige Stunden von meiner Nachtwache ausruhen könnte. Kaum dort angelangt, höre ich Hundegell und einen Schrei, wie ihn nur die Todesangst oder höchste Verzweiflung auspreßt. Mich ergreift ein sonderbares Bangen; mit so wenig Geräusch als möglich schleiche ich dem Orte näher, von wo aus der Schrei erklungen, als ich in dem dichtesten Gebüsche heftiges Rauschen höre. — Ich stand am Rande einer kleinen Blöße und bog vorsichtig die Zweige auseinander, um von dem Wilddiebe, den ich vermuthete, nicht gesehen zu werden. Stellt Euch aber meinen Schreck, mein Entsetzen vor, als ich keine dreißig Schritte von mir den Förster Anton aus dem Gesträuche treten sehe. In der Linken hält er ein blankes Messer, indeß die Rechte einen leblosen Körper nach sich schleppt. Auf der Blöße angekommen, läßt er ihn liegen und steht einige Minuten in den furchtbaren Anblick vertieft, indem er unverständliche Worte vor sich hin murmelt, dann scheint seine Wuth auf's Neue zu erwachen, er erhebt die Hand zum Stoße und abermals fährt das Messer in die Brust des Opfers. — Dann wendet er sich, wie von Angst und Gewissensbissen gepeischt und eilt mit schnellen Schritten davon. Wie vom Blitz getroffen, blieb ich stehen, der Schweiß stand in Tropfen auf meiner Stirn, ich fürchtete, meinen Athemzug laut werden zu lassen, denn wurde ich vom Mörder gesehen, erwartete mich vielleicht das gleiche Schicksal. Erst als Alles ruhig war, faßte ich mir ein Herz und trat aus dem Gebüsche. Starr und kalt lag der Ermordete vor mir, wie er jetzt draußen vor der Mühle im Grase liegt!" —

Eine allgemeine Bewegung des Unwillens und Entsetzens kam in die Gruppe, welche mit angehaltenem Athem in größter Spannung den Worten des Feldhüters gelauscht hatte. Der Müller stand mit offenem Munde und wußte nicht, ob er wache oder träume. Er war gerettet; denn wer konnte nun auch nur den leisesten Verdacht auf ihn werfen? War nicht ein Zeuge da, welcher es beschwören konnte, daß Jener den Mord verübt hatte? Gab ihm nicht

das Verhängniß selbst einen Fingerzeig, wie er sich retten könne und den Mann verderben, welchen er von allen Menschen am meisten haßte? ! Was halbe Ueberzeugung war, sprach er nun laut und keck als volle Gewißheit aus; er erzählte, wie betroffen, wie ängstlich der Jäger gethan habe, was doch bei gutem Gewissen gar nicht nöthig gewesen; möglichst entstellt berichtete er seine geheime Unterredung mit demselben, was ihm hätte zum Nachtheil gereichen können; nur bemerkte er, daß sich der Förster, der doch als armer Schlucker bekannt sei, mit einem Mal gegen ihn gebrüstet habe, nun sehr viel Geld zu besitzen und dem Weber Veit damit die Augen verblenden zu können.

Bald war das Urtheil einstimmig über den Revierförster gesprochen, man berathschlagte sich nur über das beste Mittel, seiner habhaft zu werden. „Er ist uns selbst in die Falle gegangen, „rief der Müller schadenfroh, „denn er hat keine Ahnung, daß sein Verbrechen belauscht und darum so schnell entdeckt worden. Er ist auf's Amt, wir müssen ihm nach, ehe er Wind bekommt, und dem Herrn Amtmann die Anzeige machen; er mag dann sehen, wie er mit dem Nimrod fertig wird. Ich lasse mein Wägelchen anspannen und fahre Märten mit dem Feldhüter zur Herrschaft, ihr Uebrigen bringt die Leiche nach, und die Habseligkeiten des armen Teufels. Ehe drei Monate vergehen, sage ich euch, baumelt der Anton!"

So wie der Müller angegeben, geschah es. —

So schnell der etwas schwerfällige Gaul laufen konnte, fuhr Müllerhanns mit seinen Begleitern davon, indeß die Zurückgebliebenen die Leiche auf einen Wagen legten, mit grünen Tannenzweigen überdeckten und langsam den Weg einschlugen, welchen der Müller genommen. —

Mit Erstaunen hatte der Amtmann die Erzählung des Feldhüters, so wie Aussagen der beiden Zeugen vernommen, und vorläufig zu Protokoll gebracht. Ihm war der Förster stets als rechtlicher Mann bekannt gewesen, sein ganzer Lebenslauf war durchaus vorwurfsfrei, es schien kaum glaublich, daß ihn der Teufel so verblenden konnte. Aber unwiderruflich blieb der Feldhüter bei seiner kurzen, schmucklosen Erzählung des Thatbestandes, welche er jeden Augenblick zu beschwören bereit war. Gleich schwer war die der beiden Zeugen, welche zwar nur Aeußerungen des Försters hinterbringen u. Bericht geben konnten von dessen Benehmen in der Mühle, aber wo solche Anzeigen zu Grunde liegen, sind auch Kleinigkeiten hinreichend, Beweise herzustellen. Der Amtmann klingelte und befahl dem eintretenden Schreiber, den Revierförster Anton mit möglichster Schonung und ohne Aufsehen zu verhaften; denn noch hoffte er, daß sich die Sache zu Gunsten des Letzteren aufklären würde.

Anton saß eben im Wirthshause, und erholte sich bei einem Kruge Bier von dem weiten Gange, als der Amtsschreiber mit dem Gerichtsdiener eintrat, und ihm leise in's Ohr flüsterte, er möge ihnen in einer Angelegenheit von Wichtigkeit auf's Amt folgen. Einen Augenblick verlor der Förster die Fassung und wechselte die Farbe, dann stand er auf und sagte mit einem tiefen Seufzer: „O ich wußte es, daß dieser Gang in die Mühle ein Unglücksgang war! Sie kommen, mich als Mörder zu verhaften, ich scheine schuldig, aber ich bin es nicht!"

Ruhig folgte er ihnen auf's Amt. Auch seine letzte Aeußerung wurde dem Amtmann hinterbracht, und erschütterte den Rest des Vertrauens auf seine Unschuld und Rechtlichkeit.

Mittlerweile war die Leiche auf dem Amte angekommen, und wurde dort gerichtlich beschaut. Zwei Stiche, welche der Arzt für absolut tödtlich erkannte, hatte der Ermordete erhalten, einen gerade ins Herz, den andern einige Linien tiefer, in welcher Wunde noch das Messer steckte, das die Anwesenden für ein Eigenthum des Jägers erklärten.

Aus der Durchsicht der im Felleisen des Wanderburschen gefundenen Papiere ging hervor, daß derselbe sein aus fünfhundert Thalern bestehendes Erbtheil, theils in Gold, theils in Banknoten und Silberstücken, erhoben habe. Von dem Gelde fand sich keine Spur, als die

geleerte Geldkatze, die übrigen Habseligkeiten waren unangetastet.

Nun hielt es der Amtmann für gesetzlich nothwendig, zum förmlichen Verhör des Verbrechers, und dessen Konfrontation mit den Zeugen zu schreiten, welche er einstweilen abtreten ließ. Der Revierförster wurde, von Gerichtsdienern bewacht, hereingeführt; er war bleich und sah angegriffen aus, schien aber ruhig und gefaßt. Das Verhör begann. Nach der Ermahnung von Seiten des Gerichtes, die Wahrheit zu sagen, und den gewöhnlichen Einleitungsfragen, kam der Amtmann auf den Thatbestand. Anton leugnete den Mord, indem er die Thatsache der Wahrheit gemäß erzählte.

„Ich ging durch's Revier," sagte er, und schlug den nächsten Weg nach der Mühle ein, den Gehsteig verfolgend, welcher mitten durch den jungen Anflug führt. Plötzlich springt mein Hund vom Wege ab, arbeitet sich durchs Dickicht, wenige Augenblicke, und er stößt ein furchtbares Geheul aus. Ich stutze, das Geheul wiederholt sich, nun folge ich, mit Gewalt mich durch's Gestrüppe drängend, fürchtend, Nero habe sich in einem auf Füchse gelegten Tellereisen gefangen, oder sonst wie beschädigt. Wenige Schritte noch, und ich stehe neben meinem Hunde vor der Leiche eines Ermordeten. Ein Angstgeschrei macht unwillkührlich meiner Brust Luft, dann fasse ich mich schnell, beuge mich über den Todten, reiße das Messer aus der Wunde und suche emsig, ob nicht ein Lebensfunke in dem Todten verborgen glühe. Vergebens, das Verbrechen mußte bereits vor Stunden begangen worden sein, die Leiche war kalt und steif. Ich fasse sie in meine Arme und trage sie auf eine kleine Blöße, um sodann mit der Anzeige auf's Amt zu eilen. Da fällt mein Blick auf's blutige Messer, welches ich noch in der Hand halte; ein Gedanke durchzuckt mich mit Schrecken. Ich hatte immer gehört, man solle die Leiche eines Ermordeten ruhig und in unveränderter Stellung liegen lassen, bis dieselbe von Gerichtspersonen beschaut worden wäre; das Messer in meiner Hand, ich bei dem Ermordeten! Die Angst, man könnte mich für den Mörder halten, machte mich halb wahnsinnig. Ich stieß das Messer in die Brust der Leiche und eilte in die Mühle." Das Weitere wissen wir bereits. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Amtmanns; der Thatbestand stimmte genau mit der Aussage des Flurschützen überein, wenn ihn auch der Angeklagte recht künstlich verdreht und Alles angewendet hatte, den Verdacht des Mordes von sich abzuwälzen. Er klingelte und ließ den Zeugen eintreten, welcher beeidigt wurde und seine Aussage wiederholte. Anton leugnete abermals den eigentlichen Mord, gab jedoch alle vom Flurhüter vorgebrachten Umstände zu.

Da nahm der Richter das Messer, welches auf dem Tische lag, und das man aus der Wunde des Ermordeten gezogen, und zeigte es dem Förster mit der Frage, ob er es für sein Eigenthum anerkenne. — Einen Blick warf er auf die blutige Klinge und den Griff von Horn, dann stürzte er mit dem Ausrufe: „Jesus Marie! ich bin verloren!" besinnungslos zu Boden.

Man wusch ihm die Schläfe mit Essig, und bald schlug er wieder die Augen auf. Alle Beredtsamkeit verschwendete der Amtmann nun, um ihn zum Geständnisse der That zu bringen; da er innerlich vollkommen von dessen Schuld überzeugt war. „Alles spricht gegen mich, Herr Amtmann," rief Anton mit von Thränen erstickter Stimme, „ich muß schuldig erscheinen, wenn ich es auch nicht bin— doch ich kann nichts Anderes gestehen, als was ich bereits zu Protokoll gegeben! Gott wird es gewiß nicht zugeben, daß ich unschuldiger Weise gerichtet werde als Mörder; aber so wahr ich an ihn glaube, ich bin keiner! Das Messer, welches Sie mir zeigten, und ich für mein Eigenthum erkenne, muß ich verloren haben, denn sonst wüßte ich nicht, wie diese schreckliche That damit hätte verübt werden können!"

Das Verhör wurde geschlossen, der Förster in den Arrest abgeführt, die Zeugen entlassen. Der Amtmann verfaßte seinen Bericht an das Criminalgericht zu L.., wohin er die Akten, wie den Gefangenen abschickte, da ihm keine

weitere Verhandlung, als die Aufnahme der Voruntersuchung, zustand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Mordgeschichte in der ganzen Gegend, und wie es bei solchen Vorfällen immer geschieht, mit den möglichsten Zusätzen und Vergrößerungen. Auch Röschens Vater, so wie diese selbst, wurden noch am nämlichen Abend durch den Müller in Kenntniß gesetzt vom Verbrechen des Försters. Röschen verzweifelte, sie klagte und weinte, aber keine Macht der Ueberredung konnte sie dahin bringen, die Frevelthat zu glauben. Fest blieb sie dabei stehen, Anton sei unschuldig, und die Wahrheit werde gewiß noch an den Tag kommen. Der Weber eilte gleich am andern Tage auf's Amt, das Geld dort zu deponiren, welches er vom Förster erhalten.

Von nun an stellte sich der Müller wieder täglich im Hause des Webers ein, die abgebrochenen Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft und eifriger als je bewarb er sich um Röschens Gunst. Diese wankte stumm und bleich wie ein Gespenst im Hause herum; ihre Hoffnung war wie ihre Liebe, mit einem Schlage gebrochen, wie eine Blume von einem Windstoße. War sie auch in ihrem Innersten überzeugt von der Unschuld des Geliebten,— sie durfte ihren Glauben nicht aussprechen, ohne von allen Seiten die heftigsten Widersprüche anhören zu müssen. Ihr Vater behandelte sie hart und rauh — er schalt sie eine Närrin, welche durch ihre Liebe für den Jäger sich selbst und ihn in's Gerede gebracht habe. Noch mehr stieg seine Wuth gegen das Mädchen und gegen den Förster, als er eines Tages eine Vorladung des L—itzer Kriminalgerichts erhielt, um über Anton und dessen Verhältniß zu seiner Tochter, so wie über Alles, was ihm in Betreff des Revierförsters bekannt sei, Auskunft zu geben. —

So sehr sie der Vater durch seine rohen Zornesausbrüche mißhandelte, quälte sie der Müller Hanns durch seine Liebeswerbung und Zudringlichkeit. Bitten und Widerstreben waren gleich fruchtlos, der Vater ließ ihr nur die Wahl zwischen Hochzeit oder seinem Fluche. Röschen weinte und betete auf ihrer Kammer; endlich faßte sie mit blutendem Herzen einen Entschluß. „Wohlan!" rief sie eines Abends, vom Vater und dem aufgedrungenen Bräutigam bestürmt, „ich will des Müllers Weib werden, aber nur unter einer Bedingung: Ihr müßt warten, bis die Gerichte über Anton ihr Urtheil gesprochen haben. Ist er schuldlos, wie es mein ahnendes Herz mir sagt, so kann mich keine Macht der Erde zwingen, ihm untreu zu werden. Ist er aber schuldig, wird der Stab gebrochen über ihn," fuhr sie mit Schluchzen fort, „dann macht mit mir, was Ihr wollt! Ich werde mich nicht sträuben, wenn Ihr mich zur Schlachtbank führt!"

Der Vater wollte einige Einwendungen machen; aber der Müller sagte schadenfroh, mit tückischem Lächeln: „Diese Bedingung kann ich eingehen und meinem Bräutchen zeigen, was ich einmal für ein gefügiger Ehemann sein werde! Der Förster muß baumeln und ich heirathe!"

Sechs Monate waren verflossen unter beständiger Furcht und qualvoller Erwartung zweier edlen Herzen, die Akten sammt dem Urtheilsspruche an das Appellationsgericht zur Prüfung und Bestätigung abgesandt worden. Standhaft blieb Anton trotz aller Einwürfe und Fragen bei seiner ersten Aussage, beim Leugnen des verübten Verbrechens. Das Kriminalgericht verurtheilte ihn, in Ermangelung eines vollständigen Zeugenbeweises und seines eigenen Geständnisses, auf Grundlage des §412.*),

*) Gesetzbuch über Verbrechen §. 412. III. Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände.

„Damit die rechtliche Ueberweisung eines die That leugnenden Verbrechers aus dem Zusammentreffen der Umstände entstehen könne, müssen folgende Erfordernisse mit einander verbunden sein:

I. Es muß rechtlich bewiesen sein, daß die That sich wirklich ereignet habe, und mit den bestimmten Umständen begleitet gewesen sei.

II. Aus der Verbindung der durch die Untersuchung aufgeklärten Verhältnisse, muß sich eine so nahe, so deutliche Beziehung der geschehenen That auf die beschuldigte Person zeigen, daß wenigstens nach dem

aus dem Zusammentreffen der Umstände. Das von dem Appellationsgericht bestätigte Urtheil lautete: „Anton G**, Revierförster, ist des Verbrechens des Raubmordes schuldig und soll deßhalb, nach Vorschrift des §. 440. des Gesetzbuches über Verbrechen*), mit zwanzigjährigem schweren Kerker bestraft werden."

Das Urtheil war bestätigt zurückgekommen, und sollte in einigen Tagen dem Arrestanten publizirt werden. Schon früher hatte sich der Inhalt dieser Sentenz, wie dies fast immer zu geschehen pflegt, im Publikum verbreitet, und eine Menge Stimmen sprachen theils für, theils gegen dieselbe. Am unzufriedensten mit derselben war der Müller, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Unmuthe Luft machte, daß man einen solchen Verbrecher nicht hänge. Heimlich pochte ihm wohl das Herz, und Gewissensbisse raubten ihm jede frohe Stunde, aber desto glühender wurde sein Haß gegen den Jäger, in welchem er nun einen doppelten Feind sah; denn er zitterte, so lange er ihn am Leben wußte, vor der Enthüllung des blutigen Geheimnisses. Der Müller war der Erste, welcher sich beeilte, der Weberfamilie die Nachricht von Antons Verurtheilung zu hinterbringen, indem er zugleich auf die Rechte hinwies, welche sie ihm auf Röschens Hand gäbe. Diese aber schwieg, und nur Blicke voll Zorn und Verachtung lohnten des Müllers erneute Bewerbungen. Sie schien von dem Augenblicke an, wo sie wußte, daß sein Schicksal unabänderlich entschieden, ruhiger, weinte nicht mehr, aber sie blieb viel allein, und in ihrer Seele schienen Entschlüsse und Vorsätze mit einander zu ringen.

---

natürlichen und gewöhnlichen Laufe menschlicher Handlungen, unmöglich zu begreifen ist, daß ein Anderer als eben nur der Beschuldigte, in so naher Gelegenheit, bei solchem Anlasse, und in dieser Stimmung sich befunden habe.

III. Bei Verbrechen, welche auf die Tödtung, oder andere körperliche Verletzungen sich beziehen, muß aus der Untersuchung deutlich erhellen, daß der Beschuldigte Haß, Feindschaft, Zorn, Eifersucht oder sonst eine heftige Leidenschaft gegen den Getödteten oder Verwundeten gehegt, daß er ihn mit dem Tode, oder mit der körperlichen Verletzung bedroht, oder doch desselben Tod oder Verletzung aus Habsucht, zur Erreichung eigennütziger Absichten oder zur Entfernung irgend eines Hindernisses gewünscht habe.

Nebstdem müssen zwei der nachfolgenden Umstände auf den Beschuldigten zutreffen und rechtlich bewiesen sein:

a. Daß der Beschuldigte an dem Orte des Verbrechens, zu der Zeit da selbes verübt worden, gesehen wurde, und keine andere Beschäftigung oder Veranlassung mit Wahrscheinlichkeit angeben könne, wegen welcher er sich daselbst eingefunden habe.

b. Daß er nach dem ruchbar gewordenen Verbrechen ohne andere scheinbare Ursachen entflohen sei, oder sich verborgen gehalten habe.

c. Daß die Entleibung oder Verwundung mit einem Werkzeuge geschehen sei, in dessen Besitz damals nur der Beschuldigte gewesen.

d. Daß er mit Werkzeugen, die zur Verübung des Verbrechens geeignet sind, und deren er sich sonst nicht zu gebrauchen pflegte, angetroffen worden.

e. Daß er schon vor dem Verbrechen an einem Orte, den der Getödtete oder Verletzte gewöhnlich besuchte, versteckt oder lauernd angetroffen worden.

f. Daß Merkmale des Verbrechens oder des, bei Verübung desselben erlittenen Widerstandes, an seiner Person oder Kleidung entdeckt worden.

g. Daß etwas bei ihm gefunden, oder von ihm bei der Verfolgung weggeworfen worden sei, was der Getödtete oder Verletzte zur Zeit des an ihm verübten Verbrechens an sich hatte.

*) §. 430 des Strafgesetzbuches über Verbrechen lautet:

„Auf Todesstrafe kann das Urtheil nur dann ergehen, wenn das von dem Gesetz mit dieser Strafe belegte Verbrechen wider den Beschuldigten durch sein Geständniß, oder durch geschworene Zeugnisse rechtlich bewiesen und zugleich der Thatbestand vollkommen nach allen erheblichen Umständen rechtlich erwiesen ist. — Kann der Thatbestand auf solche Art nicht mehr erhoben werden, oder ist der Beschuldigte nur durch Mitschuldige oder aus dem Zusammentreffen der Umstände rechtlich überwiesen, so kann er zu keiner längern als zwanzigjährigen Kerkerstrafe verurtheilt werden."

So war der Vorabend des verhängnißvollen Tages gekommen, an welchem Anton öffentlich sein Urtheil vernehmen und sodann nach dem Spiellerge, dem Orte seiner Bestimmung, abgeführt werden sollte. Der Müller hatte voll Schadenfreude die Hochzeit mit Einwilligung des Vaters auf den nächstfolgenden Sonntag bestimmt, und seiner Braut eine Menge aus der Stadt mitgebrachter Putzsachen verehrt. Röschen war, seit sie über Antons Verurtheilung Gewißheit erlangt, auch in ihrem Benehmen gegen Hanns verändert; sie behandelte ihn freundlich und zuvorkommend, wenn sie auch strenge jede Vertraulichkeit von sich abwies, und keine seiner zudringlichen Liebkosungen duldete. Dieser triumphirte im Stillen mit dem Siege, welchen er über die Spröde errungen, und schwatzte von nichts mehr als von seiner Hochzeit. Er war gefügig und unterthänig, ja kriechend gegen das Mädchen, bestrebte sich fast, ihre Gedanken zu errathen und jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, um sich die schnell erworbene Gunst nicht zu verscherzen. Das war es eben, was Röschen beabsichtigt hatte, worauf sie ihren Plan stützte.

„Hört, Müller!" begann sie, mit ihm an dem Tische sitzend, wo sie Spitzen klöppelte, welche zu ihrem Brautstaate bestimmt waren. „Ihr habt den Anton nie leiden mögen, und ich kann es Euch auch gar nicht verdenken. Ich bin ihm gut gewesen, wozu sollte ich es leugnen? aber seit ich nun vollkommen überzeugt bin, daß er ein Dieb und Mörder ist, ist die Liebe erloschen und todt in meinem Herzen. Mir graut vor ihm und ich verabscheue ihn! Aber, offen gestanden, sehen möchte ich ihn doch noch ein Mal, bevor er eingesperrt wird auf die Festung, von wo er nimmer zurückkommt, wenn auch nur aus der Entfernung. Wie wäre es, Hanns, wenn wir morgen zusammen nach der Stadt führen? ich könnte bei dieser Gelegenheit gleich meine Base Margaretha mit herausnehmen zu meiner Hochzeit!"

Des Müllers Stirne furchte sich, und er schüttelte zweifelnd den Kopf. So sehr er den Jäger haßte, so große Freude es ihm gemacht hätte, den Todtfeind schuldbeladen, zu Boden gedrückt, verzweifelnd auf dem Schandgerüste zu sehen, so sehr fürchtete er die Nähe des Gerichtes. Ueberdies schien ihm dies Sehnen des Mädchens, Anton noch ein Mal zu sehen, ein Beweis, daß die Liebe mächtiger als je in ihrer Brust flamme. Röschen bemerkte dies Zaudern und errieth die Gedanken ihres Bräutigams. Schnell gefaßt, wendete sie ihre ganze Beredsamkeit an, ihn zur Fahrt zu bestimmen, und ließ es weder an Bitten und Schmeicheleien fehlen, noch an allen jenen kleinen weiblichen Künsten, womit das schöne Geschlecht die Männer leitet und gängelt.

Am andern Morgen hatte sie die Freude, den Müller mit seinem Wägelchen vor der Hausthüre zu sehen; er holte sie ab zur verhängnißvollen Fahrt, nicht wenig stolz, sich zum ersten Male öffentlich an der Seite seiner schönen Braut zeigen zu können.

Vor dem Präses des L.. itzer Kriminalgerichts kniete eine weibliche Gestalt, in schmucker, ländlicher Tracht, und umklammerte flehend dessen Kniee, indeß zahllose Thränen aus den hellen, blauen Augen stürzten. Es war Röschen, welche sich mit Mühe Zutritt verschafft hatte, und nun um die einzige Gunst flehte, mit dem Verurtheilten sprechen zu dürfen, ehe er an seinen Strafort abgeführt würde. Gerührt durch den Schmerz und die Thränen des schönen Mädchens, bewilligte er ihr eine viertelstündige Unterredung, indem er sie liebreich aufhob und mit, freilich wenig versprechenden, Trostesgründen aufzurichten suchte. Er händigte ihr den schriftlichen Befehl an den Gefängnißwärter ein, in dessen Gegenwart die Unterredung Statt haben mußte. Röschen trocknete ihre Thränen, suchte sich zu fassen, und kehrte zu ihrer Base zurück, wo sie die bestimmte Stunde abwartete.

Die verhängnißvolle Stunde, in welcher Anton, auf dem Schandgerüste stehend, öffentlich, vor allem Volke, sein Urtheil vernommen, war vorüber, die Menge hatte sich verlaufen, und der Verurtheilte saß wieder einsam in seiner Zelle. Unberührt stand das karge Mittagsmahl neben ihm auf der Pritsche, welche zugleich als Tisch und Bett dienen mußte; den Kopf in die Hände gelegt, blieb er regungslos, und große

Tropfen rannen über seine Wangen. Der Unglückliche dachte über sein Schicksal nach, über die unbegreifliche Verkettung der Umstände, über jene scheinbaren Zufälligkeiten, welche bald riesengroß den Menschen unterjochen und ihn beherrschen; er dachte über jene geheimnißvolle, im Dunkel waltende Macht nach, welche der Mensch Schicksal nennt und fürchtet, oder stumpf und gedankenlos abwartet, vor der er sich, als Gottes Willen, in Demuth beugt. Anton fühlte sein Innerstes zerrissen, von namenlosen Qualen, seine Ehre, sein Glück, seine Liebe, seine bürgerliche Existenz waren vernichtet mit einem Schlage; er zum Mörder gestempelt, ausgestoßen aus der Gesellschaft, verurtheilt, zwanzig lange Lebensjahre unter harter Arbeit und in Fesseln zu vertrauern, in Gemeinschaft mit Mördern, Räubern und Falschmünzern, dem Auswurfe der Menschheit, vor welchem sich die bürgerliche Gesellschaft nur durch Galgen oder Gefängniß bewahrt! — Und alles dies schuldlos; alles dies nur darum, weil seine Richter Menschen waren, welche nach dem Scheine urtheilten, weil eben dieser verrätherisch gegen ihn sprach. — Seine Frömmigkeit, sein Gottvertrauen, welche ihn nebst dem Bewußtsein seiner Unschuld bisher aufrecht erhalten, welche seine einzigen Stützen gewesen, begannen zu wanken, er fühlte den Zweifel sein Schlangenhaupt erheben in tiefster Brust, und mit Natterbissen sein Herz zerfleischen; er lachte höhnisch und schüttelte grimmig seine Ketten.

Die Riegel klirrten an der schwer beschlagenen Thüre von Eichenholz, im Schlosse drehte sich der Schlüssel, sie ging langsam auf; Anton hörte es nicht. Seine Gedanken weilten wieder in der schönen Gegend, wo das Jagdhaus im Walde stand, wo unten im Thale rastlos die Mühle klapperte, sie weilten im Dörfchen, wo sie wohnte, das einzige Wesen, das ihn wahrhaft geliebt auf dieser Welt. Der Gefangenwärter war mit Röschen eingetreten. Einen scheuen Blick warf das Mädchen auf die kahlen, grauen Wände des Kerkers, auf das harte Bett von Brettern, auf den Mörder, welcher in schweren Ketten da saß. Ein Schauer bebte durch ihre Glieder, jenes Gefühl, das uns in der Nähe eines wilden, reißenden Thieres befällt, weilt es auch gefangen und verwahrt hinter festen Eisenstäben, engte ihr die Brust; aber bald siegte die Liebe, dieser nie erlöschende Funke in des Weibes Seele, welchen die Gottheit selbst dahin warf aus dem Strahlenkranze ihrer Unendlichkeit.

„Anton!“ rief sie mit dem vollen, weichen Tone der unaussprechlichen Liebe. Der Verurtheilte fuhr bei dem süßen bekannten Zaubertone empor aus seinem Brüten, er sah auf und erblickte Röschen, sprang auf, wollte ihr entgegen eilen, aber er vermochte es nicht. Freudengelähmt sank er zurück — Röschen flog auf ihn zu; sie vergaß Alles, Alles in dem einzigen, seligsten und schmerzlichsten Momente ihres Lebens, sie vergaß, daß ihre Arme den Hals eines blutbefleckten Mörders, eines von der Menschheit ausgestoßenen Verbrechers umschlangen. Sprachlose Sekunden, nur von Thränen und heißen Liebesküssen unterbrochen, entflohen den Beiden; die grauen Wände des Gefängnisses, nur gewöhnt an wilde Flüche der Gotteslästerung und die Ausbrüche schuldvoller Verzweiflung, schienen staunend herab zu blicken auf das selige Paar. Endlich ermannte sich Anton.

„Röschen!“ rief er, „o sprich, ist es wahr, ist es wirklich, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du herabstiegest, wie ein Engel des Lichtes, des Trostes und der Liebe, in die Behausung des Verbrechens?! Sprich, wem verdanke ich, der Verworfene, vom Schicksal Zermalmte, diese Gnade? Nenne mir ihn, und ich will beten für ihn auf meinen Knieen, will ihn verehren als meinen größten Wohlthäter. Er hat meine Seele vor Verzweiflung bewahrt, ich bin gefaßt, den Kelch der Leiden nun geduldig und ohne Murren zu leeren bis zur Neige!“

„Anton!“ antwortete das Mädchen, sich losreißend aus den Armen des Verbrechers, „einmal mußte ich Dich noch sehen, ehe sie dich fortführten, und eine Ewigkeit zwischen uns trat und unsere Herzen! Meine Bitten rührten den Präses, er bewilligte mir diese Zusammenkunft. An meiner Liebe, Anton, darfst Du nun nicht mehr zweifeln, Dir folgte sie nach ins Ge-

fängniß, Dir folgt sie nach in den Tod, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit mich früher abruft von diesem Schauplatze des Elends! Aber schwer drückte Eins meine Seele, der Gedanke, daß Du frevelnkonntest an dem göttlichen und menschlichen Gesetz! Mein Herz zweifelte," fuhr sie mit leiserer Stimme fort und schüchtern, „denn ich kannte Dich ja besser, Deine Frömmigkeit und Gottesfurcht; kannte Dich besser als jene Herren, welche Dich verurtheilt haben, nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes. Ich glaubte Dich unschuldig, und ob eine Welt Dich verdammte; aber dennoch quälten mich oft blutige Träume und Bilder. Es litt mich nicht länger in dieser grauenvollen Ungewißheit, es trieb mich hieher, und darum bin ich gekommen, um aus Deinem Munde es zu vernehmen, ob Du schuldlos seiest oder nicht!"

Anton wollte seinen Arm um das Mädchen schlingen, wollte sprechen, aber Röschen entzog sich seiner Umarmung, sie trat einen Schritt zurück, faßte seine Hand und sprach mit leidenschaftlicher Stimme: „Anton, keine Uebereilung! Es gilt hier nicht zu trösten durch gutgemeinte Lügen, es gilt einen Stachel aus meiner Brust zu reißen, der mich quälen würde bis zum Grabe! Schwöre es mir, wie Einer, welcher auf der Scheidegrenze steht zwischen Tod und Leben, welcher keine Lüge mit hinüber nehmen darf. Anton! meine Liebe würde beten für Dich, und mit Dir abzubüßen suchen eine Schuld, wozu Dich vielleicht Deine grenzenloseLiebe zu mir verleitete, der Wunsch, mich zu besitzen! Aber Wahrheit gieb mir; Wahrheit, so gewiß Du an den Ewigen glaubst und Verzeihung hoffst!"

Eine dunkle Röthe färbte des Gefangenen bleiche Wangen, seine Brust hob sich stolz und frei, sein Auge glühte, er hob die Rechte wie zum Schwure.

„Mädchen!" rief er mit lauter, fester Stimme „ich bin unschuldig, beim ewigen Gotte über uns, ich bin rein von jedem Verbrechen! Ich vergebe meinen Richtern, sie haben gerichtet als Menschen nach Menschensatzung, aber ich will dem Allwissenden vertrauen, der einst meine Unschuld kund geben wird, wie den schandlichen Mörder! Röschen! Deine Liebe hat mich getröstet in dem schwersten Augenblicke des Lebens, wo schon Glaube, Hoffnung und Vertrauen zu wanken begannen; Deine liebe Stimme rief sie wieder zurück in meine Brust!"

Mit seligem Lächeln vernahm Rose die Worte des Geliebten; er konnte nicht lügen in dieser Stunde, er hatte nur ausgesprochen, was ihr ahnendes Herz längst wußte: er war schuldlos! Eine rauhe Kommandostimme tönte im Hofe, Gewehrkolben rasselten auf dem Pflaster, ein Wagen fuhr vor. Der Schließer drängte zum Aufbruche. „Die Frist ist um," sagte er, „die Escorte wartet schon auf den Gefangenen!"

Noch ein Mal lag das Mädchen an der Brust des Geliebten, Thränenströme entflossen ihren Augen, ihre Lippen im glühendsten Kusse auf einander. Aber schnell riß sie sich los aus den umschlingenden Armen. „Lebe wohl, Anton!" rief sie mit schneidendem Wehe. „Lebe wohl auf ewig! Bete — bete für mich, wie für eine Todte; denke meiner, wie einer Gestorbenen! Meine Frist ist nur noch kurz und schmerzlos!"

Die Worte des Abschiedes erstarben auf Anton's Lippen; er sah die holde Gestalt im Eingange verschwinden, die Eichenpforten schlugen zu hinter ihr, und ihn umfing wieder grauenvolle Einsamkeit!

Röschen kehrte zur Base zurück, wo sie ihr neuer Bräutigam bereits erwartete und mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben überhäufte. Lächelnd, ob auch ihr Herz blutete, scherzte sie über des Müllers Eifersucht, sie unterhielt sich heiter über gewöhnliche Dinge mit fast ausgelassener Lustigkeit, und täuschte Beide über den wahren Zustand ihrer Seele. Man trat die Rückfahrt an. Fast zu gleicher Zeit rollte aus dem entgegengesetzten Thore des Städtchens ein Leiterwagen, auf dem, von Soldaten umringt, ein Verbrecher seine Reise nach dem Spielberge antrat—es war Anton.

Der Morgen des Sonntags war angebrochen, an welchem Müllerhanns seine Braut zum Altare führen sollte. Ruhig und gefaßt

hatte ihn diese erwartet; frühe schon war sie aufgestanden, um zur Beichte zu gehen, mit Thränen und vom Schmerz gebrochener Stimme leistete sie dem Vater Abbitte für all' den Kummer, welchen sie ihm bereitet, hierauf eilte sie in die Kirche und empfing das heilige Abendmahl. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie schon den Bräutigam und ihre Freundinnen, welche sie erwarteten und mit Glückwünschen bestürmten. Ruhig, doch freundlich dankte sie ihnen wiederholt u. versicherte, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens gekommen sei. Sorgfältig ließ sie sich schmücken, der grüne Myrthenkranz glänzte in dem blonden Haar, ihre Wangen waren geröthet, ihr Auge strahlte, wie das einer Glücklichen. Die Glocken tönten zum ersten Male vom Kirchthurme, die Gläubigen erinnernd, daß der Gottesdienst bald beginnen werde; unter dem Vorwande, ihr Herz noch ein Mal in stillem Gebete zu stärken zu dem wichtigen Schritte, verließ sie die Stube, und ging auf ihre Kammer, welche sie hinter sich zuriegelte. Dort sank sie auf die Kniee, und ein glühendes Gebet stieg hinauf zum Vater der Gnade und Barmherzigkeit.

Zum zweiten Male tönten die Glocken, Röschen kam noch immer nicht; endlich, als schon das dritte Geläute den wirklichen Beginn des Gottesdienstes verkündigte und die Braut nicht erschien, eilte ihre Base, sie zum Aufbruche zu ermahnen. Sie fand die Kammerthüre verschlossen, ihr Pochen und Rufen blieb ohne Erwiederung. Bestürzt kehrte sie zu den Gästen zurück. Alles lief nun in angstvoller Erwartung zur Thüre. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, rief der Weber nach einer Art, und brach das Schloß auf. An einem Tuche, welches sie um den Hals geschlungen und an dem Haken befestigt hatte, der sonst die schwere schwarzwälder Uhr trug, hing Röschen bleich und regungslos. Entsetzen lähmte die Thätigkeit der Anwesenden, Aberglaube, eine Selbstmörderin zu berühren, hielt die Meisten ab, Röschen abzuschneiden und Rettungsversuche zu beginnen. Der Müller und Vater Veit heulten und jammerten rathlos um die Wette; bald füllte sich die Kammer und Hausflur mit Neugierigen, welche lärmten, fragten, schrieen, erzählten, ohne zu helfen. Als endlich ein Beherzter die Erhängte abschnitt und auf ihr Bett legte, war sie schon kalt und steif.

Die Anzeige wurde ans Amt gemacht, die übliche Beschau vorgenommen; die christliche Gemeinde und der katholische, etwas orthodoxe Pfarrer versagten der Selbstmörderin ein ehrliches Begräbniß. Ohne Sang und Klang wurde die Leiche des Mädchens, welches den Tod dem Leben vorgezogen in der Nacht hinausgetragen; eine Truhe von rohen Brettern umschloß ihre sterbliche Hülle, und kein Leidtragender außer ihrem Vater, welcher seine Härte und Habsucht zu spät bereute, folgte ihrer Bahre auf den Leichenhof. Dort wurde sie ohne priesterliche Einsegnung in einem Winkel verscharrt, bald wucherten Nessel und Unkraut auf dem kleinen Hügel, im Dorfe selbst und in der Nachbarschaft waren bald die entehrendsten Gerüchte über die Selbstmörderin im Gange. Die Motive ihres freiwilligen Todes waren viel zu rein, viel zu heilig für die rohen Herzen der Menge, um verstanden, ja nur geahnet zu werden. — Wir lassen nun den Vorhang fallen, das bürgerliche Trauerspiel ist zu Ende; aber wir wollen ihn bald wieder aufrollen, um unsern Lesern die übrigen Personen vorzuführen! —

——

Achtzehn Jahre waren vorübergerauscht im raschen Strome der Zeit; Stunden für den Glücklichen, Ewigkeiten für den Hoffnungslosen, den Galeerensklaven. Menschen waren gestorben, ausgewandert, arm und reich geworden, nur die Natur blieb unverändert, regelvoll selbst in ihrem ewigen Wechsel.

Im Thale des Gebirges, wohin wir den Leser im Beginn dieser einfachen Begebenheit versetzt haben, stand das Mühlgehöfte; die Räder drehten sich gleichförmig Tag und Nacht, das Gewerk klapperte eintönig; das Jägerhaus stand im Forste, wie früher, mit dem hohen Giebeldach, den gewaltigen Hirschgeweihen, von grünen Büschen umgeben; die Jagdhunde bellten oder spielten im Sonnenschein, die Waidjungen pürschten durch den Wald. Ein

anderer Revierförster war mit Weib und Kindern in die Behausung des früheren gezogen, der junge Anflug, in welchem man die Leiche des Ermordeten gefunden, ein hochstämmiger Wald geworden; der alte Veit schlummerte schon längst in der Grube, nur der Müller ging wie früher seinem Geschäfte nach. Sein Geiz und seine Habsucht waren mit den Jahren gewachsen, er war der ärgste Wucherer, der unbarmherzigste Gläubiger geworden, aber die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als einen reichen, mithin unbescholtenen Mann. Seit Röschens gewaltsamen Tode war ihm die Lust am Freien vergangen, er lebte als alter Hagestolz.

So war abermals der Maimond gekommen, als in der Nacht plötzlich der Pfarrer des Dörfchens aus dem Schlafe gepocht wurde. Auf seine Frage erhielt er die Antwort, der Thalmüller liege im Sterben, und begehre geistlichen Zuspruch, der Knecht sei mit dem Wagen da, um ihn schleunigst abzuholen. Der Geistliche zog sich an und fuhr hinaus.

Auf seinem Bette lag der Müller in den wüthendsten Schmerzen, bleich, mit eingefallenen Augen und bläulichen Lippen; sein Gesicht glich mehr einer Todtenmaske, als dem Antlitze eines Lebenden. Der Chirurg des Ortes bereitete eben kühlende Tränke und Umschläge, das Haupt bedenklich schüttelnd bei jeder neuen Klage des Patienten. Hanns hatte einen schweren Fall gethan vom Gerüste des Mühlganges, und sich innerlich die edelsten Theile verletzt; an ein Aufkommen war gar nicht zu denken. Bei dem Eintritte des Pfarrers entfernte sich alles aus der Stube; der Geistliche nahm Platz neben dem Bette, und begann seinen Zuspruch. Unter den wüthendsten Schmerzen wälzte sich der Müller auf seinem Lager, er hörte die Tröstungen der Religion mit Schaudern an. Sie, welche sonst den Menschen erhebt und ermuthigt, wenn er an der Schauergrenze zwischen dem Hier und Jenseits steht, gewährte ihm keinen Trost, denn er dachte mit Schrecken an eine ewige Vergeltung. —Achtzehn Jahre lang hatte das rächende Verhängniß, die ewige Gerechtigkeit geschlummert; plötzlich waren sie vor den Schuldigen getreten, und hatten sein Gewissen mit Donnerstimme aufgerüttelt aus dem Todesschlafe! Er wollte sein Herz erleichtern durch ein offenes Geständniß, aber der Gedanke an die Gerühte, an einen schimpflichen Galgentod schloß ihm wieder den Mund. —

„Ich bin ein arger Sünder," stöhnte er, und mir wird nicht vergeben werden; ich sehe blutige Gestalten um mein Bett! O und diese Nacht, gerade diese, in welcher der Mord begangen wurde!"

Der Geistliche, durch diese vom Schmerz und der Verzweiflung erpreßten Worte aufmerksam gemacht, wandte seine ganze Beredtsamkeit an, den Kranken zu einer aufrichtigen Beichte zu bewegen. Der Müller rief nach dem Arzte, er fragte ihn, ob noch Rettung vorhanden sei.— Dieser zuckte die Achseln und meinte, mit Gottes Hilfe sei der Kunst schon manche unglaubliche Kur gelungen. Hanns besann sich einige Augenblicke, und stierte in das Gesicht des Arztes, als wolle er dort Vergewisserung seines Schicksals lesen, Jener aber, von dem Geistlichen, dem daran lag, den Sterbenden zu einem wichtigen Bekenntniß zu bewegen, aufgefordert die Wahrheit zu sagen, entgegnete nach kurzem Bedenken: „Müller! schließt Eure Rechnung mit dem Leben und empfehlt Eure Seele Gottes Barmherzigkeit, für Euch ist keine Rettung mehr!"

Der Müller stieß ein dumpfes Geheul aus, wie ein zum Tode getroffenes Raubthier, sein Gesicht verzog sich im Schmerzenskrampfe, einzelne Blutstropfen quollen über seine Lippen.—

„O ich wußte es, daß ich sterben muß," stöhnte er, „denn in meinem Herzen brennt eine Hölle, wie in meinen Eingeweiden!—Aber es ist gut so; seit achtzehn Jahren habe ich keine frohe Stunde gehabt, es wird mir wohler werden, ist erst das Geständniß der blutigen That über meine Lippen gekommen. Euer Hochwürden, ich bin der Mörder jenes Handwerksburschen, welchen man im Anfluge ermordet gefunden!"

„Und Anton?"

„Er ist unschuldig! Die Sache mag sich